

Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur.



Erinnerungen an Nord-Schleswig

Von Charitas Bischoff

Verlag Julius Beltz // Langensalza

Heimaterde

Niederdeutsche Jugendbücherei

herausgegeben im Auftrage des Allgemeinen
Schleswig-Holsteinischen Lehrervereins von
W. Ehlers und W. Duggen

.....

XIV./XV.

**Sonderausgabe für die Nordmarklotterie des Wohlfahrts- und
Schulvereins zu Gunsten der Bäckereien im Grenzgebiet**

Aus deutschem Schrifttum
und deutscher Kultur

51. und 52. Band

Erinnerungen
an Nordschleswig

Von Charitas Bischoff



Verlag von Julius Beltz in Langensalza

Abgedruckt aus: Bilder aus meinem Leben. Von Charitas Bischoff -
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

*

Alle Rechte vorbehalten

*

Vorwort

Die Verfasserin der vorliegenden „Erinnerungen an Nord-schleswig“ ist in ihrer engeren Heimat besonders bekannt geworden durch das harte Schicksal, das ihren Mann, den Pastor Bischoff in Rendsburg, traf, als er gelegentlich einer Fahrt zu einer Beerdigung mit seinem Wagen in den Nord-Ostsee-Kanal gerissen wurde. Aber weit über die Provinz hinaus warb sie sich Freunde durch ihre schriftstellerischen Arbeiten, durch „Amalie Dietrich, Ein Leben“, und durch die „Bilder aus meinem Leben“, aus denen wir einige Bilder bringen.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Haus Forsted	7
Nordschleswig	19
Aller Anfang ist schwer	23
Der fremde Einschlag in der Bevölkerung	32
Erstes Weihnachten in Nordschleswig	35
Jes Lind	38
Lene Jepsen	45
Ein Ausblick	51
Nörbys Tod und Begräbnis	57
Unsere Kinder	65
Lille Jakobs Pferd	72
Der kleine Junge	75
Durchs dunkle Tal	77

„Haus Forsted“.

Wie erregt war ich, als der Wagen durch die Einfahrt bog. „Haus Forsted“ stand an den Eingangspfeilern, und als der Wagen hielt, eilte der gute Johann an den Wagenschlag und sagte zutraulich: „Na, Fräulein, is man gut, daß Sie wieder im deutschen Vaterland sind. Freuen Sie sich nicht, daß wir unterdessen die Franzosen besiegt haben?“

Von Doktors wurde ich aufs herzlichste begrüßt. Ich hatte die größte Eile, mich zurechtzumachen. Als ich kurz danach im Eßsaal erschien, standen außer Doktors noch mehrere Herren und eine ältliche Dame da. Der junge Offizier mit dem Arm in der Binde, wurde mir als Herr Elevogt, der blonde Herr als Kandidat Bischoff, und die Dame als Fräulein Roquette vorgestellt.

„Roquette?“ sagte ich fragend, „hängt der nicht mit ‚Waldmeisters Brautfahrt‘ zusammen?“

„Ja,“ sagte Frau Doktor, „der hängt noch mit vielem anderen zusammen, auch mit einer Literaturgeschichte, die du mal in nächster Zeit als Privatstudium vornehmen kannst! Meine Freundin und Stütze ist die Schwester von Otto Roquette. Wer aber ist dieser junge Mann?“

Der junge Mensch, dem Frau Doktor jetzt freundlich zunickte, kam lachend auf mich zu und sagte, während er mir herzlich die Hand schüttelte: „Na, hast du nun deine Freiheitsgelüste befriedigt? Weißt du noch, wie dir unser Ham-

burger Garten zu klein war, und wie wir beide Herrn Krus durchbrannten?“

„Hans!“ sagte ich erstaunt, „dich hätte ich nicht wieder-erkannt!“

„Nach Tisch,“ sagte er, „werde ich dich mal hier durch den Park führen, da kannst du dich aber müde laufen, ehe du die Grenze erreichst; wir finden aber Ruhepunkte im Schweizerhäuschen und in der Fischerhütte.“

Der Herr „Kandidat“ war Hans' Hauslehrer und war jetzt, ebenso wie der verwundete Offizier, Gast auf diesem schönen Besitz.

Schon am nächsten Morgen wanderte ich mit Frau Doktor durch das Düsternbrooker Gehölz nach den „Akademischen Heilanstalten“. Frau Doktor machte mich unterwegs mit meinen neuen Pflichten bekannt. Sie sagte: „Wir führen hier ein sehr gefelliges Leben, davon wirst du dich bald selbst überzeugen. Auch die Professoren der Krankenhäuser verkehren bei uns. Nun kam mir vor einiger Zeit der Gedanke, ich möchte wohl einmal ein Krankenhaus sehen. Unsere Freunde, Professor Eszmarck und Professor Bertels erboten sich, mich herumzuführen. Soviel Leid zu sehen, hat mich tief ergriffen, und ich dachte darüber nach, wie man diesen Armen wohl Erleichterung verschaffen könnte. Ich habe viel mit den Professoren überlegt, ich meinte, ob man nicht versuchen sollte, die Kranken zu unterrichten. Da liegen Nordschleswiger, die nur Dänisch sprechen, die lernen gewiß gern Deutsch. Es liegen junge Leute da, denen wäre mit fremdsprachlichem Unterricht geholfen. Es laufen aber auch immer Kinder herum, die den gebrochenen Arm in der Binde tragen, oder die sonst ein Leiden haben, das sie zwingt, im Krankenhause zu sein.

Die hängen gelangweilt herum; versammle sie und unterrichte sie. Mit Hilfe unserer Freunde habe ich eine recht umfangreiche Bibliothek angelegt, da sollst du wöchentlich zweimal die Bücher wechseln. Du kannst dir selbst sagen, wie wichtig es ist, daß die rechten Bücher in die rechten Hände kommen. Das kannst du ja nicht gleich übersehen, aber mit der Zeit wirst du es lernen. Du mußt die Schriftsteller kennen lernen, aber auch die Leser mußt du zu verstehen suchen. Unterhalte dich mit ihnen, aber nicht über ihre Krankheit, davon wollen wir sie ja gerade abbringen, sondern laß dir erzählen, was sie gelesen haben, dadurch gewöhnen sie sich an ein genaues Lesen; und durch das Wiedererzählen üben sie sich im Sprechen. Fange früh um acht Uhr an, du wirst bald sehen, wo du am besten ankommen kannst. Um zwei Uhr bist du zum Essen wieder draußen, die übrige Zeit darfst du für dich haben. — Hier sind wir! Du wirst manches zu überwinden haben, geh tapfer gegen unangenehme Eindrücke an, und sage dir, daß es dir vergönnt ist andern zu dienen.“

Ob die Kranken bei mir etwas lernten, weiß ich nicht, daß aber ich vieles bei ihnen lernte, das merkte ich bald. Wieviel heldenhafte Geduld im Leiden und welche zähe Energie lernte ich hier kennen.

Da war — um nur einen herauszugreifen — der arme, junge Neelsen. Er hatte Knochenfraß, das franke Bein hing durch eine besondere Vorrichtung in der Schwebe. Ich stellte mir vor, wie unerträglich diese beständig gezwungene Stellung des Körpers sein mußte, abgesehen von den Schmerzen, die die Wunde verursachte. Er lag so bleich und abgezehrt in seinen Kissen, daß ich zuerst kaum wagte, ihn geistig anzustrengen. Er lernte Englisch bei

mir, und er lernte gern. Wie leuchtete sein Gesicht, wenn ich mich an sein Bett setzte. Ich habe es nie verstanden, wie er es fertig brachte, die Aufgaben so sauber und schön zu schreiben in dieser gezwungenen Lage. Was ich auch mit ihm durchnahm, er meisterte es. Das lange Leiden — er lag schon über ein Jahr — hatte ihn so gereift, daß es eine Erbauung für mich war, mich mit ihm zu unterhalten. Er war mir der liebste Schüler. Wie erschrocken war ich daher, als mir eines Tages der Oberwärter auf dem Korridor sagte, ich dürfe nicht mehr zu Neelsen, er sei sterbend, die Ärzte hätten jede Arbeit verboten.

Tief bewegt erzählte ich bei Tisch von meinem Kranken. Ich fand bei Doktors die weitgehendste Theilnahme.

„Wie tut mir das Leid! Ein so energischer, fleißiger Mensch soll sterben, und so losgelöst von den Seinen! Wenn man dem doch wenigstens noch eine Freude machen könnte! Was meinst du, Adolf, wir haben ja drüben im Wirtschaftsgebäude das Fremdenzimmer, sollen wir ihn dahin nehmen? Der Professor kann ihn ja hier besuchen, wir schicken ihm den Wagen und nehmen eine Wärterin an. Bist du damit einverstanden?“

Sobald es an die Ausführung einer guten That ging, waren die beiden sich immer einig, kannte doch der Doktor kein größeres Glück, als Freude um sich zu verbreiten. Verlangte der Augenblick eine große That, er war bereit; aber auch für die kleinen Freuden des täglichen Lebens hatte er immer eine offene, willige Hand. In seiner Bibliothek stand ein Geschenkschrank, da lagen in den Schubfächern die mannigfaltigsten Dinge, die er von seinen schönen Reisen mitgebracht hatte, um seinen Gästen oder Hausgenossen eine Freude zu machen. Auch jetzt blickten seine

großen, blauen Augen freudig glänzend zu mir herüber, als er sagte: „Ja, ja, geh zu ihm, und erzähl' ihm, daß wir ihn zu uns nehmen wollen, es ist vielleicht noch ein Fünkchen Freude, was wir bei ihm entzünden.“

Ich war tief gerührt.

Tatsächlich flog über Neelsen's leidendes Gesicht ein verklärender Freudenschimmer bei meiner Nachricht.

Der Oberwärter schüttelte den Kopf und meinte: „Ich will es dem Professor sagen. Na, wenn er doch sterben soll, dann stirbt es sich vielleicht noch leichter da draußen, als hier im Krankensaal. Ob er aber den Umzug überlebt?!“

Er überlebte ihn. —

Frau Doktor hatte das Zimmer mit Blattpflanzen und schönen Bildern geschmückt, und als der Kranke gut gebettet da lag, sagte sie zu ihm: „Vieher Neelsen, wenn Sie nun Wünsche haben in bezug auf Essen und Trinken, dann sagen Sie es nur Johann, er wird Ihnen bringen, was Sie gern möchten.“

Eine Wartefrau war angenommen. Frau Doktor beaufsichtigte selbst die Pflege, und täglich wurde der Professor geholt, der sagte nach einiger Zeit: „Halt! Er darf nicht mehr haben, was er will! Der erholt sich ja hier! Wer weiß — wir sind nur Menschen und können uns irren, der erholt sich vielleicht noch ganz?!“

Das war für alle Bewohner von Forsted eine Überraschung und Freude! Neelsen erholte sich. Die vorzügliche Pflege und die gute Luft machten es möglich, daß er nach Wochen draußen liegen konnte. Dann kam ein Tag, da konnte er uns allen auf Krücken etwas vorgehen, und endlich erklärte ihn der Professor für geheilt. Bis hierher hatte Frau Doktor das meiste getan, nun kam der Doktor und

setzte das angefangene Werk fort. Er nahm den Genesenen in sein Geschäft nach Hamburg, wo er im Laufe der Jahre sich bis zum zweiten Buchhalter heraufarbeitete. Er hat sich noch zwanzig Jahre seines Lebens freuen können. Durch hingebende Treue hat er zu vergelten gesucht, was Doktors an ihm getan hatten.

Dieser Sommer auf dem herrlich gelegenen Forstede war ungewöhnlich reich und schön. Neben der ernsten Arbeit im Krankenhaus lernte ich zum erstenmal in meinem Leben eine heitere Geselligkeit kennen.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gafflich hier zusammenkamen!“

Gab es doch kaum ein Gebiet, wofür Doktors sich nicht interessiert hätten. Es wurden pädagogische und soziale Fragen erörtert. Aus Hamburg kam Frau Emilie Wüstenfeld und entwickelte ihre Pläne für eine Mädchen-Gewerbeschule. Frau Johanna Goldschmidt holte sich Rat über Volksskindergärten. Beide waren begeisterte Vorkämpferinnen auf dem Gebiet der Frauenfrage. Mit welchem Eifer suchte das Ehepaar die Fröbelschen Ideen weiter auszubauen und für spätere Altersstufen dienstbar zu machen. Da wurde eine Mühle gebaut. Im Anschluß an das Flechtblatt hatte Herr Doktor einen Webstuhl für Kinder erfunden, Ziegel wurden geformt und gebrannt, und ein Haus im kleinen hergestellt. Das ging so nebenher, eigentlich arbeitete Herr Doktor an einem naturwissenschaftlichen Werk. Er machte mit namhaften Naturforschern Reisen mit der „Pomerania“, um die Fauna der Ostsee zu erforschen. Die Professoren an der Kieler Universität verkehrten wohl alle auf Forstede, aber auch Künstler und Schriftsteller brachten

Durch ihre Gaben Anregung ins Haus und belebten das Interesse. Auch die zufälligen Badegäste fanden freundliche Aufnahme. Da kam der bekannte Physiker Helmholtz mit seiner Familie, Hans Hopfen mit seiner jungen Frau, und im Hause selbst wohnten monatelang Schurzens aus Amerika und der Sänger Julius Stockhausen, der mit der Schwester von Frau Doktor verheiratet war. Von ihm habe ich die Müllerlieder singen hören, so schön, daß ich sie danach von niemand anders mehr hören mochte.

Wer die offenen Abende auf Forstede mit erlebt hat, der wird sie nicht vergessen. Welch buntbelebtes Bild bot an solchen Sommernachmittagen der Park. Durch das grüne Laub der schattigen Gänge schimmerten die Marmorbüsten der griechischen Weisen, an ihnen vorüber wandelten in ernstem Gespräch die älteren Herren an der Seite der festlich geschmückten Damen, während gleichzeitig auf den sanft abfallenden Rasenplätzen sich die Jugend mit allerhand munteren Spielen vergnügte. Welch heiteres Bild, wenn die mit bunten Bändern umwundenen Reifen unter munteren Zurufen über den grünen Rasen flogen. Weiterhin hörte man die Hämmer der Rockettspieler, und dicht beim Hause schlugen die Kugeln des Bocciapfels auf den Kies. Drüben im Wirtschaftsgebäude war ein Theater, wenn das Wetter für den Park nicht heiter genug war, dann wurde Theater gespielt oder lebende Bilder gestellt. Im geschmückten Eßsaal, unter dem bligenden Kronleuchter vereinigte sich schließlich jung und alt in lebhafter Unterhaltung.

Doktors hatten ein kleines Dampfschiff, die „Marie“, damit wurden oft schöne Ausfahrten auf der Ostsee unternommen. Mir ist besonders ein schöner Sommertag in der Erinnerung geblieben.

Klaus Groth und Frau waren zu einem Ausflug nach Laboe eingeladen.

Frau Doktor fragte mich auf dem Weg zum Schiff, ob ich schon von Klaus Groth gehört hätte, und ob ich Plattdeutsch verstände. Ich mußte beides verneinen.

„Nun,“ sagte Frau Doktor, „heute wirst du einen plattdeutschen Dichter kennen lernen.“

Drüben in Laboe wurde auf einer geschützten Waldwiese ein Tischtuch ausgebreitet und die mitgebrachten Vorräte wurden verzehrt.

Nach dem Essen nahm Groth seinen Quickborn hervor und las vor. Ich saß ihm gegenüber und hatte so die beste Gelegenheit, mir seine äußere Erscheinung einzuprägen. Er hatte eine lange, hagere Gestalt mit schmalen, herabfallenden Schultern. Sein Gesicht war lang und schmal. Die Stirn war hoch und frei, die Nase lang und regelmäßig. Der kurz gehaltene Vollbart war leicht ergraut, ebenso das dünne, lang herabfallende Haar. In die verträumten, blauen Augen kam erst der belebende Ausdruck beim Vorlesen. Er las: „De ole Harfenistin und: „Min Jehann.“

Seine Art des Vorlesens hat einen unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht. Seine langen, schlanken Finger hielten das Buch, er brauchte aber nicht hineinzusehen. Während er in langsamer Weise mit gedämpfter Stimme die Worte sprach, war der Blick seiner blauen Augen schwermütig in die Ferne gerichtet, ich hatte das Gefühl, er suchte mit der Seele diese Jugendzeit, die er in so schlichten Worten malte.

„It wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!

Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch! Wi Rawers Sot.
Un Heben seil de stille Maan,
Wi segen, wa he leep,
Un snacken, wa de Himmel hoch,
Un wa de Sot wull deep.
Weest noch, wa still dat weer, Jehann?
Dar röhr keen Blatt an Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann,
Als höchstens noch in Drom.
Och ne, wenn do de Scheper sung,
Alleen, in't wide Feld:
Ni wahr, Jehann? Dat weer en Ton!
De eenzige op de Welt.
Mitünner inne Schummerntid,
Denn ward mi so to Mod,
Denn löppt mi't langs den Rüg so hitt,
Als damals bi den Sot.
Denn breih ik mi so hasti um,
Als weer ik nich alleen:
Doch allens, wat ik finn, Jehann,
Dat is: — ik stah un ween."

* * *

Frau Groth hatte bemerkt, daß das Vorlesen ihres Mannes großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Bei der Rückfahrt setzte sie sich zu mir und sprach erst über Dichtung im allgemeinen, dann über die Dichtungen ihres Mannes, dann sagte sie: „Da Sie meines Mannes Sachen noch nicht kennen, so kommen Sie doch in nächster Zeit einmal zu uns, ich will Ihnen gern einige von den Büchern leihen.“

Wie groß war meine Freude und mein Stolz! Aber merkwürdig, ich erlebte zunächst eine Enttäuschung.

Der Dialekt machte mir, da er mir nicht durch gutes Vorlesen vermittelt wurde, doch rechte Schwierigkeiten. Das Buch „Trina“ schien mir nicht die Mühe zu lohnen, ich kam nicht weit damit, denn ich fand es langweilig; die Gegend, die er beschrieb, interessierte mich nicht; ich fand sie reizlos und öde.

Ich brachte die Bücher zurück, und Frau Groth merkte mir bald an, daß ich den Büchern gegenüber merklich kühler war. Ich schützte die Schwierigkeit des Dialektes vor, aber sie sagte gekränkt: „Englisch haben Sie lernen können, und bei Plattdeutsch, das doch eine ‚deutsche‘ Sprache ist, da versagen Sie! Die Frau Kronprinzessin, die doch Engländerin ist, hat Plattdeutsch gelernt, um die Dichtungen meines Mannes genießen zu können.“

Ich war verlegen und schämte mich. Ich fühlte so deutlich, daß sie unzufrieden mit mir war, das quälte mich, ich schalt mich selbst oberflächlich, und ich bat Frau Groth mir die Bücher noch wieder mitzugeben.

„Versuchen Sie's nur noch einmal,“ sagte sie und überließ mir das Paket.

Sehr beschämt und gedrückt verließ ich das Haus im Schwanenweg. Ich schlug langsam den Weg nach dem Düsternbrooker Gehölz ein, da sagte jemand hinter mir: „Aber was ist Ihnen denn passiert? Sie gehen ja daher, als lasteten Berge auf Ihnen!“

Es war der „Herr Kandidat“. Ich lachte verlegen und erzählte ihm, was mich bedrückte.

„‘Trina‘ mögen Sie nicht?“ sagte er tadelnd, „das liegt doch an Ihnen, nicht an der Erzählung. Solche Gegenden

und solche stille Menschen gibt es; sie zu schildern, dazu bedarf es einer besonderen Kunst, Groth hat sie. Sie aber müssen erst in das Verständniß solcher stillen Kunst hineinwachsen. Sie kennen unsern Norden nicht, er hat heimliche Reize, wollen Sie sie gar nicht kennen lernen? Sie wissen wohl kaum, was Geest und Marsch ist?"

Ich schüttelte den Kopf, und der Kandidat fuhr fort: „Soll ich Ihnen helfen? Soll ich Ihnen gelegentlich das eine und andere vorlesen? Ich denke, ich kann ihnen das Verständniß vermitteln, denn Plattdeutsch ist meine Muttersprache.“ Als ich ihn darauf etwas erstaunt ansah, sagte er: „Sie sind wohl der Ansicht, Plattdeutsch sei eigentlich die Sprache der Ungebildeten. Da lesen Sie doch mal Groths Abhandlung über die Mundarten, platt wird auf dem platten Lande gesprochen.“

„Ich will mich gern belehren lassen,“ sagte ich nachdenklich.

Wie verabredet las mir der Herr Kandidat nun öfters aus Groth vor; und wenn er las, konnte ich's verstehen.

* * *

Eines Nachmittags setzte ich mich mit Longfellow's Gedichten in die Fischerhütte, die im Park, dicht am Strande lag. Als ich eine Weile gelesen hatte, wurde plötzlich der Eingang verdunkelt, der Herr Kandidat trat ein.

„Störe ich?“ fragte er, „oder haben Sie den Groth da, und soll ich Ihnen helfen?“

Ich zeigte ihm mein Buch, er nickte, setzte sich auf die gegenüberstehende Bank und schlug auch ein Buch auf, in dessen Inhalt er sich eifrig vertiefte.

Nach einer Weile schlug er das Buch zu und fragte: „Sie lernen Ihren Longfellow wohl auswendig?“

„Na, das gerade nicht,“ sagte ich lachend, „aber ich mag seine Gedichte sehr gern. Was haben denn Sie für ein interessantes Buch gelesen?“

Mit einem eigenthümlichen Lächeln reichte er mir den dünnen Band. Ich schlug irgendwo auf, mein Blick fiel auf deutsche Buchstaben, aber — ich konnte die Worte nicht verstehen. Was war das nur? Ich versuchte auf einer andern Seite, es half nichts! War ich denn verheert?

„Aber was ist denn das?“ rief ich erstaunt und gab das Buch zurück.

„Das? Das ist der Katechismus!“

„Na, den müßte ich doch lesen können?“

„Es ist der dänische.“

„Der dä—nische?!“ fragte ich, „lernen Sie denn Dänisch?“

„Ja,“ sagte er, „ich lerne Dänisch, in vierzehn Tagen gehe ich nach Hadersleben aufs dänische Seminar, um es gründlich zu lernen.“

„Wie sonderbar,“ sagte ich, „daß Sie Dänisch lernen, wozu wollen Sie das denn?“

„Ich werde, wenn ich erst die Sprache kann, mich in Nordschleswig anstellen lassen. Haben Sie nicht Lust, es auch zu lernen?“

„Dä—nisch? Nein, nie—mals! Wozu sollte ich das denn lernen? Ich habe gerade genug mit Französisch und Englisch. Ich würde das nie lernen können!“

„Wollen wir wetten, daß Sie's doch lernen?“

Es ist schrecklich, daß die Männer immer recht behalten. Als er mir später Heimat und Liebe bot, — nun — da habe ich doch Dänisch gelernt, wenn auch nicht so schnell, wie er es erwartete.

Nordschleswig.

Mein Verlobter wünschte endlich ein eigenes Heim zu gründen. Da aber der kranke Pastor das Pastorat noch bewohnte, so mietete er in Handewitt ein kleines Haus; dahinein zogen wir nach der Hochzeit, die in aller Stille auf Forstede gefeiert war. Als wir bei unserer Ankunft durchs Dorf fuhren, sahen wir, daß die Leute illuminiert hatten. Vor der Thür unseres bescheidenen Heims hatte man eine Ehrenpforte errichtet, die mit bunten Herbstblumen umwunden war. Der Lehrer hielt eine Rede, in der er die Hoffnung aussprach, wir möchten recht lange bei ihnen bleiben. Nach der Rede wurden wir zu einem Festessen eingeladen, welches die Gemeinde uns im Dorftrug bestellt hatte.

Das war alles so freundlich. Daß eine Gemeinde ihren Pastor in dieser Weise aufnahm, hatte ich gehofft. Wir waren beide sehr gerührt und dankbar. Soweit es meine Person betraf, so hoffte ich mit der Gemeinde, wir möchten recht lange beieinander bleiben.

Die Bauern sprachen hier Plattdeutsch. Es gehörten aber auch zwei Dörfer zur Gemeinde, in denen Dänisch gesprochen wurde, das hatte aber für mich keine Bedeutung.

Die Bauern erwiesen sich auch weiterhin von sehr freundlicher Gesinnung, und wo sie uns einen Gefallen tun konnten, da waren sie bei der Hand. Sie fuhren mit ihren beladenen Torfwagen an unserem Häuschen vorüber, und fast täglich hielt der eine oder andere und fragte treuherzig: „Na, Fru Pastern, schall ik Se of wat ut Flensborg mitbring'n?“

Die schlechte Verbindung mit der Stadt wurde mir auf

die Weise wenig fühlbar, und ich wurde je länger desto sicherer, dies als mein dauerndes Heim zu betrachten.

Aber nach sieben Monaten wurde ich aus diesem Traum geweckt. Mein Mann kam eines Tages sehr aufgeregt aus Flensburg zurück. Er erzählte: „Ich habe auf dem Bahnhof den Generalsuperintendenten getroffen. Ich soll mich um eine feste Stelle bewerben, hier soll die Pfarre anderweitig besetzt werden.“

„Hast du ihm denn nicht gesagt, daß uns die Leute hier gern behalten wollen?“

„Wie oft habe ich dir gesagt, daß das nicht geht! Du bist so sicher geworden, aber ganz ohne Grund. Die Stelle ist viel zu groß für einen so jungen Pastor.“

„Kannst du dir denn aussuchen, wohin du möchtest?“

„Nein, was denkst du? Ich bin doch für Nordschleswig ausgebildet, dahin muß ich nun, auf wenigstens fünf Jahre.“

Ich seufzte, und mein Mann fuhr fort: „Es war so: Als ich den Generalsuperintendenten begrüßte, sagte er: Na, nächstens schicken Sie Ihre Bewerbung ein. Kennen Sie Roagger?“

„Ja, da ist die Kirche mit den zwei Türmen.“

„Sie meinen Brogger! Ich meine aber Roagger. Sie wissen, wie es scheint, nicht wo es liegt.“

„Nein, Magnifizen.“

„Na, dann reisen Sie nach Ihrer Bewerbung nur mal hinauf. Es liegt so dicht an der Grenze, daß Sie den Grenzpfahl in der Gemeinde haben. Dicht bei der dänischen Stadt Riepen.“

Mein Mann tat beides. Er bewarb sich und reiste in unsere künftige Gemeinde. Mit Spannung sah ich seinem

Kommen entgegen, aber ich fand ihn nicht sehr gesprächig, ich mußte ihm alles abfragen.

„Wie ist es denn da?“

„Nahl!“ sagte er.

„Und das Pastorat?“

„Das ist alt und baufällig. In den letzten drei Jahren hat kein Pastor da gewohnt, das Amt ist von dem Nachbarpastor mit verwaltet worden. Einige Stuben und die sehr geräumige Küche werden von jungen Pächtersleuten bewohnt, dadurch wird unser Platz sehr beschränkt. Die Räume, die uns bleiben, sind in einem sehr verkommenen Zustand, die Tapiseten hängen in großen Fetzen von den Wänden, nirgends ist ein Ofen oder Herd, das müssen wir alles selbst anschaffen.“

Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, sagte mein Mann: „Nach dem Törninglehnschen Gesetz hat der jeweilige Pastor die Pastoratsgebäude einzulösen. Es findet also bei jedem Amtswechsel ein gezwungener Handel statt.“

„Aber wenn es so aussieht, können wir doch gar nicht einziehen? Hast du denn die Pächterfrau nicht gebeten, vorher rein zu machen, oder auf unsere Kosten jemand anzunehmen, damit wir doch die Sachen an ihren Ort stellen können?“

„Ich habe sie danach gefragt, sie sagte, mit unsern Räumlichkeiten habe sie nichts zu tun.“

* * *

Kurz danach packten wir unsere Sachen, ließen den Möbelswagen abfahren und blieben noch einen Tag im Pastorat bei dem erkrankten Pastor. An dem Tage machten wir

noch einige Abschiedsbefuche. Dann reisten wir. — An der nordschleswigschen Weiche trafen wir mit unserer Freundin, Fräulein Roquette, zusammen, die uns Frau Doktor Meyer freundlicherweise auf einige Tage zur Hilfe überließ. Bis Tondern ging's flott mit der Eisenbahn. Von hier aus benutzten wir die Post bis Scherrebek, das dauerte vier Stunden. Hier zweigte sich unser Weg nach östlicher Richtung ab, während die Post auf der schnurgeraden Chaussee ihren Weg weiter bis Riepen verfolgte. Wir mieteten einen offenen Wagen, wo wir uns mit unserm kleinen Dienstmädchen unterbrachten.

In etwa zwei Stunden, so sagte man uns, könnten wir in Roagger sein.

Dicht in unsere Pelze gehüllt — wir waren im Wonnemonat Mai — fuhren wir auf sandigem Wege langsam unserm Ziele entgegen. In weichen, wellenförmigen Linien dehnt sich die unermessliche Ebene vor uns aus und gewährt dem prüfenden Blick die denkbar freieste Umschau nach allen Richtungen. Wahrlich, ein eigenartiges Stück Land ist es, was wir da vor uns sehen. Der Landweg vor uns hebt sich wie ein helles Band von dem weichen, dunkel gefärbten Teppich ab. Hier und da hat man Löcher in die dunkle Decke gerissen, da tritt grell der gelbe Sand zutage. Über dem Ganzen liegt ein schwermütiger Ernst. Unser suchender Blick fällt auf schwarze Moorerde, da wo man Torf gegraben hat, haben sich in der flachen Vertiefung Wassertümpel gebildet, in denen sich aber nicht der Himmel spiegelt, da ihre Wasserfläche mit einem lila stumpf metallglänzenden Hauch überzogen ist. Wie erblindete Augen liegen diese Wasserlachen da, eingerahmt von mageren, starren Binsenhalmen, die sich verdrossen aber standhaft gegen den Wind

behaupten. Über dem Ganzen liegt eine schwere Wolkendecke. „Und die Erde war wüst und leer!“ seufzte es in mir. Da wendet sich mein Mann zu mir und deutet schweigend, als hätte er meinen Gedanken erraten, zurück nach Westen. Ah, welch ein Anblick! — Staunend sieht das Auge, wie sich zwischen die schwarze Wolkenwand und die düstere Erdoberfläche ein strahlender, goldener Streifen schiebt. Diese Fülle purpurnen Sonnenglanzes senkt sich ins Meer, so daß der Saum des düsteren Erdkreises im Westen hell verflärt und vergolbet wird.

Meines Mannes Blick ruht mit stummer Frage auf mir, ich nickte ihm zu, vertrauensvoll will ich in die Zukunft schauen, denn auch von diesem fremdartigen Lande gilt das Wort: „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“

Der Anfang ist schwer.

Fräulein Roquette war, nachdem wir einigermaßen eingerichtet waren, wieder abgereist.

Erst nach ihrer Abreise geschah das große Wunder, wonach wir immer erwartungsvoll ausgesehen hatten. Trotz Wind und Kälte der vorangegangenen Tage erstrahlte an einem Sonntagmorgen der Garten in zauberhafter Blütenpracht. Feiertagschmuck trug die Natur, und wie festlich war uns zumute, als wir unter den Klängen der Kirchenglocken den Weg zum Gotteshaus einschlugen. Von den grünen Fluren hob sich jubelnd die Lerche in die Luft.

Auf dem Kirchhof standen bei den kahlen Gräbern Männer und Frauen, die uns bei unserm Erscheinen höflich grüßten und mit uns in die Kirche traten.

Die Bevölkerung ist kirchlich, daran ändert auch der „deutsche“ Pastor nichts.

Keine Orgel. — Der Küster stimmt den Gesang an, und die Gemeinde schließt sich an. Dänische Lieder, — dänische Melodien, — eine dänische Predigt.

Die Predigt verstand ich nicht, und doch war ich tief bewegt. Die Erinnerung an ganz ähnliche Empfindungen tauchte auf, das war damals in der kleinen englischen Dorfkirche in Harpole gewesen, wo ich mich auch so fremd und losgelöst gefühlt hatte. Damals konnte ich doch die Sprache verstehen, und ich war frei, ich konnte gehen, wenn ich das einsame Leben nicht mochte. Das war jetzt anders! Ich mußte, fünf Jahre war mein Mann verpflichtet, in Nordschleswig zu bleiben. Fünf Jahre gebunden an eine Bevölkerung, die uns nicht wollte, deren Sprache und Sitten mir unbekannt waren. Alles mutete so fremd an. Stand da nicht mein Mann und redete eine Sprache, in der ich ihm nicht folgen konnte? Würde es mir möglich werden, mich durch diese eigenartigen Aufgaben hindurch zu tasten? Ein Stammeln würde meine Ausdrucksweise im günstigsten Falle werden. Würde es irgend ein Gebiet geben, wo die Gemeinde und ich uns finden würden? Nun, hier in der Kirche war das Verbindende, Einigende. Aber selbst damit würde es langsam vorwärts gehen. Auch für die Gemeinde, so schien mir, mußte es schwer sein, mit ihren Sorgen und Nöten zu ihrem Pastor zu gehen, der doch nicht einer aus ihrer Mitte war.

Dumpfe, unklare Angst umlagerte meine Seele.

Mein Blick fiel auf eine grellblau gemalte Nische, in der ein grobgeschnittener Moses mit den Gesetzestafeln stand. Die Figur war mit weißem Lack überpinxelt. Wer mochte

sie geschätzt haben? Gab es wohl noch Leute, die Interesse für dergleichen hatten? Hier war doch ein dunkler Drang nach künstlerischem Ausdruck. Wenn ein solcher Mensch in der Gemeinde lebte, mit dem ließe sich wohl anknüpfen, der würde Phantasie haben; denn sein inneres Schauen suchte durch die Darstellung nach Verständnis mit der Umgebung. Einer, in dem Kunstempfinden sich regte, der, so meinte ich, würde die Politik ausschalten. Religion und Kunst fragten wohl nicht nach „Dänisch und Deutsch“? Ach, nur eine Anknüpfung! Irgend etwas Gemeinsames! Nicht abseits stehen müssen! — Da sprach mein Mann den Segen, mit dänischen Worten aus deutschem Herzen, welcher Zwiespalt! — Würde dieser Segen die Kraft haben, Herde und Hirten innerlich zu verbinden?

Was für ein langer, einsamer Sonntag! Selbst mit unserer engsten Heimat, mit Haus und Garten, waren wir noch nicht vertraut. In der Blütenpracht wanderten wir umher wie Fremde. Über uns strahlende Schönheit, unter uns Verwahrlosung, Unkraut, üppige Brennesseln, und stolzer Heinrich; alles überraschend: die feinen, weißen Dolben des Kälberkropfes, die sich wie ein geheimnisvoller, zarter Schleier über die Wildnis breiteten.

Aus dem blütenreichen Garten zog es uns nach dem erhöhten Aussichtspunkt, von wo man weit in die Ferne schaute. Wir spähten aus nach Menschen, der dunkle Punkt, der da den Hügel herab kam, das war einer. Die grelle Sonne beschien das Vorhemd, aber uns ging der fremde Mann nichts an. —

Nun hieß es aber Ernst machen mit dem Lernen. Ich nahm den „Kleinen Dänen“ vor; vorn hatte mein Mann mit einem großen Ausrufungszeichen hineingeschrieben: „Beharrlichkeit führt zum Ziel!“

Ich lernte Redensarten, aber ich wollte gern zusammenhängende Geschichten lesen. „Was ich habe,“ sagte mein Mann, „das ist für dich zu schwer. Vielleicht später einmal.“ Als ich mir eines Tages etwas im Laden holte, da fragte ich den Wirt, ob er nicht ein Buch für mich habe. Sein Gesicht erstrahlte in heller Freude, und lebhaft rief er: „Sie wollen Dänisch lernen?! — Ich habe ja die dänische Volksbibliothek. Hier, sehen Sie!“

Das war, was ich suchte. Die Bücher waren äußerlich in keinem schönen Zustande, fleckig, Blätter fehlten, Stücke waren herausgerissen, was tat's, es blieb noch übergenuß für mich nach. Es dauerte nicht lange, da las ich mich ganz in Brand mit den Jngemannschen Romanen. Ich sah im Geiste, wie die schöne Königin Dagmar bei Kiepen landete und wie in der Domkirche das Dankfest gefeiert wurde. Ich sah, wie sich der Dannebrog direkt vom Himmel hernieder senkte, zum Zeichen, daß Gott mit den Dänen war. Es kam eine große Freude über mich, daß ich mir dieses geistige Gut aneignete. Der Wirt konnte seine Freude an meinem Eifer haben, denn ich holte mir nach und nach fast alle seine Bücher.

Mit dem Sprechen ging's schwerer, denn die Bauern sprachen Dialekt. Manchmal verlegte ich mich aufs Raten, ich riet aber oft vorbei, das sah ich dann an den erstaunten Gesichtern der Frauen.

Eines Tages war Butterlieferung. Wir erwarteten fast

vierhundert Pfund Butter, die von den Frauen gebracht wurde.

Das brachte Leben und Aufregung! Den Tag vorher wurden viele verschiedene Sorten Kuchen gebacken, Kaffee geröstet und gemahlen und Zucker geschlagen. Die Bäckerstfrau tat das Backen, das konnte ich nicht.

Am folgenden Tag kam der Wirt auf den Hof gefahren, er brachte eine Anzahl Buttertonnen und Salz mit. Ein großer Tisch zum Sortieren und Kneten der Butter stand in der Küche bereit. Mein Mann wog und schrieb an. Ich hatte mich sprachlich nach besten Kräften vorbereitet und brachte alle meine Weisheit an den Tag. Es waren schöne, stattliche Gestalten mit hübschen Gesichtern darunter. Die meisten sahen geringschätzig, gleichgültig auf mich herab, aber hie und da begegnete mein Blick doch auch einem Augenpaar, das mit Teilnahme und Mitleid auf mir ruhte. Ja, mit Mitleid, denn ich buhlte um ihre Liebe, fühlte ich mich doch so fremd und unsicher zwischen ihnen, und wie sehr braucht eine Frau die andere! Ich jedenfalls. Die Frauen hatten ihre soliden, selbst gesponnenen und gewebten Kleider an. Auf dem Kopfe trugen die jüngeren weiße, getollte Staatshauben mit breiten, buntseidenen Bändern, die sie unter dem Kinn zu einer stattlichen Schleife gebunden hatten. Ganz alte Frauen hatten dagegen eine enganschließende, steifgefüllte Seidenmütze, die mit einer handbreiten, steifgetollten Spitze das faltige Gesicht einrahmte.

Als ich sie alle versorgt hatte, setzte ich mich zu ihnen. Die Zunächstsitzende befühlte mein Kleid und fragte: „Ist das gekauft oder selbst gesponnen?“

Ich lachte und sagte, das sei natürlich gekauft.

Aber ich könnte doch spinnen? — Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, spinnen kann ich nicht.“

Nun wurde das Examen von einer anderen aufgenommen, und ich wurde gefragt, ob ich weben, ob ich färben, ob ich Bier brauen, ob ich Lichte ziehen, ob ich baden, ob ich melken könne. Und ich fiel im Examen glänzend durch. Nichts konnte ich! Nicht einmal ordentlich mit ihnen sprechen, denn ich mußte mich immer besinnen, und selbst dann radebrechte ich noch. Achselzuckend sagte eine: „Hun er en lille Stjamp!“ Die anderen lachten und nickten, ich aber kämpfte mit den Tränen, ich fühlte, meine Niederlage war bestätigt, obgleich ich mir nicht klar war, was Stjamp bedeutete. — Immer mehr Frauen kamen, die ersten gingen in den Garten und machten den Neuangekommenen Platz am Kaffeetisch. Es war ein anstrengender Tag, und ich atmete auf, als wir endlich allein waren. Ich holte das Wörterbuch. „Was? So eifrig?“ rief mein Mann, „was suchst du denn? Kannst mich ja nur fragen.“

Ich schwieg und suchte S. Ich fand nicht, was ich suchte und klappte das Buch zu.

„Nun?“ sagte mein Mann.

„Ach,“ sagte ich widerwillig, „ich suchte nur ein Wort. — — Was ist denn Stjamp?“ platzte ich endlich heraus.

„Stjamp?“ sagte mein Mann langsam, „das wirst du wohl nicht finden, das heißt — na — dumme Gans, Dummbart, — Dösbartel. — Haben sie das etwa von dir gesagt?“

Jetzt schluchzte ich los.

Mein Mann schwieg eine Weile, dann sagte er zögernd: „Sie dachten natürlich, du würdest es nicht verstehen, es ist gerade kein Schriftwort.“ — Nach einer Pause fuhr er fort: „Nimm es nicht schwerer, als es gemeint ist.“

Ich sah empört auf.

„Du gibst also zu, daß sie es gemeint haben,“ sagte ich erregt.

„Aber natürlich! Das haben sie gemeint!“

„Das sagst du so! Du meinst es womöglich auch?!“

„Natürlich,“ spottete mein Mann, „deshalb habe ich dich doch genommen. Es ist doch so bequem, eine kleine Ganz zur Frau zu haben.“

„Du bist grausam! Du fühlst nicht mit mir!“

Mein Mann nahm seinen Stuhl und zog ihn an meine Seite, dann legte er den Arm um mich und fragte: „Sag mal, hast du Phantasie?“

„Wieso?“

„Wenn du die hast, dann versetz dich mal ein paar Minuten in die Seele der hiesigen Bauersfrauen. Zu ihrer Pastorin möchten sie aufsehen. Alle die Künste und Fertigkeiten, zu denen sie von Kindheit an erzogen worden, davon besitzest du auch nicht eine. Sie sind tüchtig, und Tüchtigkeit schätzen sie. Ihr Leben und ihr ganzes Interesse dreht sich um diese Dinge. Nicht einmal sprechen kannst du mit ihnen, und dann erwartest du, daß sie Achtung vor dir haben. Wo soll denn die herkommen, wenn du keine ihrer Fertigkeiten kannst?“

„Wären wir doch nur erst hier wieder weg! Wären die fünf Jahre erst um, die du hier bleiben mußt!“

„Habe ich je gesagt, daß wir nach fünf Jahren gehen?“

„Nein, aber dann kannst du doch!“

„Was habe ich dir in den Kleinen Dänen geschrieben? ‚Beharrlichkeit führt zum Ziel!‘ Sie kennen die Deutschen nicht, wollen wir ihnen nicht zeigen, daß auch wir tüchtig sein können? Erst mal in der Ausdauer. Sie sollen sehen,

daß wir tapfer auf unserm Posten stehen, und daß wir willens sind, ihnen zu helfen, nach unserer Begabung und Kraft. Wir wollen werben, wie Jakob um Rachel warb, vielleicht geht es uns wie ihm, wir erwerben vielleicht in Jahren die Achtung, ob je die Liebe? Es soll aber doch unser Ziel sein! Ob wir's erreichen, das steht bei Gott!"

* * *

Das tägliche Brot machte mir viel zu schaffen. Wiederholt versuchte ich zu backen, aber es wollte mir bei dem Torffeuer nicht gelingen, es blieb glitschig. Da war ich froh, daß wöchentlich einmal ein Mann aus Hörbro kam und mir Weißbrot brachte. Aber auch das hatte allerlei Schwierigkeiten. Kam er im Sonnenbrand über die Heide, so war das Brot in Zwieback verwandelt, kam er im Regen, so war es durchgeweicht, und nach einigen Tagen wuchs ihm ein feiner Bart, den ich erst wegrasieren mußte, ehe ich es auf den Tisch brachte.

Nach einiger Zeit hatten wir Milchlieferung. In Kirkeby war die Sache einfach. Die Mägde brachten mir von den verschiedenen Höfen die Milch ins Haus, und ich konnte meinen Käse in aller Gemütlichkeit machen. Die Verordnung war, wir sollten an einem bestimmten Tage die gesamte Mittagsmilch geliefert bekommen. Im Einnahmeprotokoll stand, daß wir von dieser gelieferten Milch einige achtzig Pfund Käse bekommen würden.

Zur Gemeinde gehörten vier Dörfer. In die übrigen drei Dörfer ging ich mit meinem Mädchen, um auf einem bestimmten Hofe, auf dem vorher Bescheid gesagt war, die Milch den Mägden abzunehmen. Dem Mädchen gab ich in

ihren Armkorb Met, Kuchen, Salz, Kümmel und ein Gläschchen mit Kälberlab. Die Mägde wurden auf dem fremden Hofe von mir mit Met und Kuchen bewirtet. Wenn alle Milch da war, setzten wir einen großen Kessel voll über Feuer, fügten etwas von dem aufgelösten Kälberlab dazu, der brachte die Milch zum Gerinnen; der Quark wurde von uns ausgedrückt und in eine mit einem Tuch ausgelegte Form getan. Das Ganze wurde scharf ausgepreßt, schließlich mit einem großen Stein beschwert, und nach acht Tagen konnte der Käse abgeholt werden, da er dann soviel Festigkeit hatte, daß er fortgeschafft werden konnte. Die Bauern waren an dem Tage sehr gastfrei zu uns. Wenn die Arbeit getan war, wurden wir eingeladen, mit ihnen zu essen.

Alles ging gut, bis ich ins letzte Dorf kam. Es war das erste Mal, daß die Mägde statt mit vollen Eimern nur mit einem Henkeltopf voll Milch kamen. Ich fragte die Bauersfrau, ob hier die Höfe kleiner seien, da verhältnismäßig hier so wenig Milch käme. Der Bauer hatte meine Frage gehört, und er schrie mich wütend an, schalt mich „deutsches Pack“ und sagte, daß wir eine unverschämte Bande seien. Zu bedanken hätten wir uns, daß sie uns, die sie gar nicht haben wollten, Milch, Butter und Korn gäben. Zum Ausdruck sollten wir uns scheren! Ich hätte mich solchem Wutanfall gegenüber nicht einmal in deutscher, viel weniger aber in dänischer Sprache verteidigen oder wehren können. Ich schluckte schweigend an meinen Tränen. Wie gern hätte ich alles im Stich gelassen und wäre davongelaufen, aber ich blieb auf meinem Posten und beendete meine Arbeit, dann schleppte ich mich todtraurig und elend nach Hause.

Der fremde Einschlag in der Bevölkerung.

Ich habe oft gedacht: es ist eigentlich kein großes Verdienst, wenn die Leute in Nordschleswig gastfrei sind, denn in der großen Einsamkeit war es immer eine besondere Freude, wenn Menschen kamen und einen Gedankenaustausch ermöglichten.

Welche Freude und Anregung brachten uns die Kirchen- und Schulvisitationen! Wir hatten den Kreis Schulinspektor Petersen aus Apenrade. Er kam als ein Fremder zu uns, aber wie bald hatten wir uns gefunden, wie anregend und lebhaft sprach er über alles, nachdem er in Begleitung meines Mannes die beiden Schulen der Gemeinde inspiziert hatte.

Oben unter den Kastanien saßen wir, ich lauschte mit lebhaftem Interesse seiner Unterhaltung über die nordschleswigische Bevölkerung. Er kannte sie. Er sprach über ihre konservative Gesinnung, ihren festen Bibelglauben, ihre Kirchlichkeit und über ihre absolute Ehrlichkeit.

„Sie können Tag und Nacht alle Türen offen lassen, es wird Ihnen nichts gestohlen. Von groben Verbrechen, wie die Zeitungen in den großen Städten sie täglich berichten, werden Sie weit und breit nichts hören. Die Bauern lassen auch niemanden hungern, gewiß gibt es Arme, die sich redlich plagen müssen, aber die nötige Nahrung und Kleidung werden sie immer haben. Wenn die Höfe auch weit voneinander liegen, so kennen die Leute einander trotzdem besser, als die Menschen in der Großstadt, die auf ein und demselben Flur wohnen.“

Ich wandte den Kopf, denn oben bei der Kirche zeigte sich eine Staubwolke, die ihre Richtung nach dem Pastorat hin nahm.

Der Schulinspektor unterbrach sich und folgte meinem Blick.

„Da scheint ja etwas sehr Aufregendes zu kommen,“ sagte er.

„Schusters Ruh,“ antwortete ich.

„Freilich, — sehr interessant!“

„Ach,“ sagte ich lachend, „die Ruh ist Nebensache! Ich sehe mir aber jedesmal das entzückende Kind an, das die Ruh führt. Sehen Sie die graziöse Gestalt? Die kleine Dagmar, das Kind vom Schuster, ist sicher das schönste Mädchen in der Gemeinde. Sie sieht gar nicht aus, als ob sie hierher gehörte, sie hat etwas so Bierliches, Gewandtes. Die Ruh folgt dem Kinde mit der schwachen Gerte so willig, daß ich mich immer freue, wenn sie hier vorbeikommt.“

Der Schulrat klopfte meinem Mann freundlich auf die Schulter und fragte lachend: „Sieht die alles Nordschleswigsche in so rosigem Lichte?“

Mein Mann zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Na, das wollen wir lieber nicht zu genau untersuchen.“

„Wie finden Sie denn das Schusterkind?“

„Ganz Zigeunerthyp! Krauses, dunkles Haar, kohlschwarze Augen mit langen Wimpern, und ein geschmeidiges Figürchen.“

„Da kommt sie!“ sagte ich halblaut.

„Ja,“ sagte der Schulinspektor, „das ist Zigeunerthyp.“

„Zigeunerthyp?“ sagte ich erstaunt, „hier zwischen dieser nordischen Bevölkerung, Zigeuner?“

„Ja, das habe ich vorhin ganz vergessen, als ich von der hiesigen Bevölkerung sprach. Das muß Ihnen doch auf-

gefallen sein, daß ein Einschlag von dieser dunkeläugigen Rasse hier zu finden ist. Sie unterscheiden sich ja so auffallend von den helläugigen, blondhaarigen Nordländern. Sie sind auch wohl im Charakter verschieden von ihnen. Von den eingeseffenen Bauern werden sie nicht sehr geschätzt, sie nennen sie Tatern.

„In früheren Zeiten haben sie die jütländische und nord-schleswigsche Heide in südlicher Richtung bis hin nach Tondern unsicher gemacht. Mitten in der Heide bauten sie sich sehr einfache Wohnungen und durchzogen die Dörfer als Scherenschleifer und Kesselflicker. Die Frauen schlossen sich als Wahrsagerinnen den Männern an. Die verbreitete Kultur hat sie festhaft gemacht, sie haben sich in keine Besitztümer hineingeheiratet, sie üben ein Handwerk aus, manche aber führen ihr unstetes Leben fort. Sind Ihnen noch nicht die schwarzen, jütländischen Töpfe angeboten, die, in Heidekraut verpackt, von dunkeläugigen Leuten durchs Land gezogen werden? Da, wo sie sich festsetzten, fielen ihnen erstmal die verächtlichsten Gewerbe zu. Sie wurden Schinder, stiegen etwa zum Dorfschlachter, zum Schornsteinfeger und Dachdecker empor. Der Vater der kleinen Dagmar hat es also bis zum Schuster gebracht.“

„Ach,“ sagte ich, „damit ist seine Wirksamkeit längst nicht erschöpft! Wenn eine Kuh kalbt, holt man den Schuster, wo ein krankes Stück Vieh ist, da muß er raten und helfen, meist kuriert er da mit Sympathie. Wo eine männliche Leiche ist, muß er sie rasieren, er ist überhaupt der Friseur des Dorfes. Mein Mann läßt sich von ihm Haar und Bart schneiden.“

„Ein vielseitig begabter Mann!“ sagte der Schulinspektor.

Der Mond war inzwischen aufgegangen, in den Niederungen brauten die weißen Nebel. Von Schusters herüber ließ sich jetzt eine Ziehharmonika hören.

„Ist er zu allem übrigen auch noch musikalisch?“ fragte unser Gast.

„Das ist der verwachsene Sohn Peter. Der Vater hat ihm die Ziehharmonika geschenkt, und jeden Abend hören wir dänische Volkslieder. Hören Sie? Jetzt singen sie das melancholische Drossellied:

Ein Drosselpaar im stillen Hain
Sich wiegt im Abendsonnenschein,
Das Aug' so trüb, das Herz so wund:
Es schlägt für sie die Trennungsstund'.

Ade! Mein Herzlief, lebe wohl!
So klagt die eine wehmuthsvoll.
Ach! In die Fremde muß ich ziehn,
Wo nimmer Freud und Glück mir Lühn!

Darauf die andre tröstend sang:
Mach' dir das Herz nicht weich und bang!
Auch dir blüht Glück nach langem Weh,
Ade, mein Herzenslieb, Ade!“

Erstes Weihnachten in Nordschleswig.

Nach einem rauhen, stürmischen Herbst kam früh der Winter mit viel Eis und Schnee. Wir hatten beizeiten für Weihnachten Baumschmuck, Geschenke und Lichter aus Riepen besorgt, den Weihnachtsbaum aber bestellten wir vierzehn Tage vorm Fest beim Fuhrmann, der jede Woche

nach Tondern fuhr. Den Baum aber gerade, den bekamen wir nicht, des Schnees wegen kam der Fuhrmann nicht nach Tondern. Da kamen mir die vier Armleuchter zustatten, ich zündete alle Lichter an, und holte die Pächterfamilie mit Knecht und Magd. Dieser erste Weihnachten wurde unserer Gäste wegen in dänischer Sprache gefeiert. Dänische Weihnachtslieder wurden gesungen, und das Weihnachtsevangeli-um wurde auf dänisch verlesen. Als wir anfangen zu singen, erwachte unser Kind und jauchzte, sowohl über den ungewohnten Lichterglanz, wie über das Singen. Das Kind war uns die beste Weihnachtsfreude. Der alte Knecht Ole war tief gerührt, er fuhr sich mit den krumm gearbeiteten Händen verstohlen über die feuchten Augen. Er war in Hemdsärmeln da, aber das bunte Hemd war so frisch, daß noch die Mangelfalten scharf hervortraten. Daß er mit Teil hatte an der bescheidenen Bescherung, konnte er kaum begreifen, er gab uns wieder und wieder die Hand und bedankte sich, dann suchte er verlegen in seiner Westentasche herum, kam zu mir und steckte der kleinen Charitas etwas in die Hand. Es war ein Fünzig-Pfennigstück.

„Aber Ole,“ sagte ich, „was soll denn das Kind mit Geld? Die steckt alles in den Mund.“

Ich hielt es ihm hin, aber er schob verlegen meine Hand zurück und sagte treuherzig bittend: „Eine Erinnerung an Ole! Eine ganz kleine Erinnerung an Ole!“

Ich wollte den Alten nicht fränken und hob es auf.

Dann aßen wir alle zusammen den dicken Milchreis, mit Zucker und Kaneel bestreut und mit dem Butterteich in der Mitte.

Als unsere Gäste gegangen waren, unterhielten wir uns noch über das patriarchalische Verhältniß zwischen Herr-

schaft und Diensthöten. Die Bauern werden von ihrem Gefinde „du“ und mit Vornamen angeredet. Ist die Herrschaft in vorgerückteren Jahren, so sagen die Diensthöten „Vater“ und „Mutter“. Wenn sie von der Frau sprechen, nennen sie sie „Kostmutter“.

Mein Mann fand diese Sitte sehr schön. Er wünschte, daß wir so zu den Leuten ständen, daß sie auch zu uns „Vater“ und „Mutter“ sagten. Ihm schwebte als Ideal in dieser Beziehung Pfarrer Oberlin aus dem Steintal vor der Seele. Ich fand den Gedanken seltsam und schlug vor, daß wir erst mal nur für unser Kind Vater und Mutter bleiben möchten.

Nach dem Fest, als die Wege wieder gangbarer wurden, brachte uns der Postbote noch allerlei Überraschungen. Eine Freude, die mich ganz beschämte, machte uns ein Paket von Klaus Groth. Da kam ein ganzes Paket Bücher, alle Groths Werke! Der Quickborn in Prachteinband, illustriert von Otto Speckter und mit einer Widmung von des Dichters Hand:

„Ich weiß, wie's hoch im Norden schaut:
Doch eignes Heim ist immer traut,
Und eigner Herd und eigne Herd'
Ist mehr als grüne Buchen wert.“

Klaus Groth und Frau
Doris geb. Finke.“

Das war etwas für die Einsamkeit! Und gerade hier wuchs ich durch meine Umgebung in das Verständnis von Groths Schriften. Frau Doris hatte aber nicht nur ihren Namen hergegeben, da waren gute und brauchbare Dinge,

die sie für uns mit ihren lieben, fleißigen Händen angefertigt hatte. Für den „Nordlandspastor“, wie sie schrieb, hatte sie braune Kuchen gebacken, für das Kind hatte sie ein Kleid genäht und für mich eine warme Mütze gehäkelt.

Diese Klänge aus der Welt da draußen fanden einen dankbaren Widerhall in unseren Herzen.

Jeß Lind.

Der Düngerhaufen war keine Bierre für unsern Hof, wir überlegten, daß es besser sei, wenn er hinter den Stall käme. Wer aber würde das Pflaster wegnehmen und den Boden umgraben? An Stelle des Düngerhaufens sollte eine hübsche Anpflanzung kommen. Auf unsere Erkundigungen wurde meinem Mann Jeß Lind empfohlen, er sei Mergelgräber, wisse mit dem Spaten Bescheid, und da er selbst keinen Hof habe, arbeite er für Taglohn.

Jeß Lind kam. Er war ein großer, vierschrötiger, blonder Mensch mit hellblauen Augen. Den groben Händen sah man den Beruf an. Mein Mann setzte ihm auseinander, wie er sich's dachte; nicht so ganz glatt weg, so ein bißchen wellenförmig sollte das Terrain geformt werden. Jeß nickte, hörte aufmerksam zu und verfolgte mit Interesse die Zeichnung, die mein Mann flüchtig hinwarf. Da er die Mahlzeiten mit uns teilte, wurde er nach einigen Tagen ganz zutraulich zu uns. Einmal, als er gerade sein Frühstück mit uns verzehrte, fiel es mir auf, daß er heute verlegen und merkwürdig unruhig war. Er räusperte sich, stand auf, suchte in der Tasche seiner Toppe, die auf einem Stuhl lag, kam aber zu keinem Entschluß. Ich dachte: Der hat

natürlich irgendein Schriftstück, vielleicht vom Gericht, das er nicht lesen kann, weil es deutsch ist.

„Können wir Ihnen in irgendeiner Weise dienen, Jezz?“

Der große Mensch war wie mit Blut übergossen, er stotterte verlegen, griff wieder nach der Foppe, sah uns zögernd an und überlegte.

„Na, nur zu!“ sagte mein Mann, „wollen Sie lieber mit mir allein sprechen?“ und mein Mann erhob sich.

„Nein,“ sagte Jezz, „nein, Fruen darf gern dabei sein! Ich wollte Ihnen nur dies mal zeigen.“

Da war endlich das Päckchen! Er nahm das Seidenpapier behutsam ab und hielt uns ein Relief aus hellem Holz hin. Es war eine feine Schnitzerei: „Der Sommer“, nach Thorwaldsen. Wir sahen einander erstaunt an, dann rief mein Mann mit warmer Anerkennung: „Das ist ja ganz prächtig! Wer hat denn das geschnitzt?“

Jezz' Gesicht strahlte! Mit stolzer Bescheidenheit flüsterte er: „Das hab' ich gemacht!“

„Sie, Jezz?“ sagte mein Mann, „das haben Sie ja aber fein herausgearbeitet! Das ist Ihnen wirklich gut gelungen! Da haben Sie wohl schon viel geschnitzt, denn dieses hier läßt auf viel Übung schließen.“

Jezz hielt den Kopf schief und betrachtete verliebt sein Kunstwerk, dann sagte er: „Mit dem Schnitzen von Holzlöffeln habe ich angefangen. Sie wissen ja, wie lang die Winterabende sind. Was soll unsereiner tun? Mit dem Bauer Karten spielen? Viele tun's. Ich mochte es nicht. Ich wollte so gern recht was Schönes machen. Ich verzierte die Löffel, schnitzte Blumen und Blätter an den Stiel. Ich verkaufte die Löffel bei feinen Leuten, na, so

in Pastoraten in der Umgegend; ich bin auch in Kiepen damit gewesen, und in diesen Häusern habe ich solche Dinge gesehen, wie dies, aber nicht geschnitz. In Kiepen gibt's einen Laden, da kann man die Dinger kaufen, vier gibt's davon. Ich hab' sie mir alle vier gekauft und hab's in Lindenholz nachgemacht. Und Sie finden es gut?"

„Ausgezeichnet!“ sagte mein Mann.

„O,“ sagte er, „da kann ich Ihnen noch eins zeigen, ich habe David, wie er die Harfe spielt.“

„Wo haben Sie denn das gesehen?“

„Das hängt doch in Marmor im Kiepenener Dom! Haben Sie es denn gar nicht gesehen?“

Er erzählte uns dann, daß er von seinem ersparten Lohn schon einmal eine Reise nach Kopenhagen gemacht habe. Die Pastoren in der Umgegend hatten ihm gesagt, da sei das Thormøllers-Museum, das müsse er sich einmal ansehen. Er habe sich lange da aufgehalten, sei auch in der Frauenkirche gewesen, wo Christus mit den Aposteln stehe. Das sei alles wunderschön gewesen, sonst — die hohen Häuser!

Hätte man in dem Kuhlengräber diesen Idealismus gesucht?

Ich bat ihn, mir das Relief auf einige Zeit zu borgen.

Ich packte es ein und schickte es an Doktor Meyers nach Forstede und schrieb einen Brief dazu.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe das Paket zurückkam. Frau Doktor schrieb: „Brief und Inhalt haben uns sehr interessiert, und wir haben beraten, ob der junge Mensch nicht ausgebildet werden sollte. Wir wollen gern helfen. Ich habe das Relief meinem Bruder, dem Bild-

hauer Robert Toberentz, nach Berlin geschickt, er ist erbötig, die Ausbildung des Burschen zu übernehmen. Sprich mit ihm und schreibe mir, was er dazu sagt."

Ich war übergelücklich und konnte kaum erwarten, bis Jesh zum Essen kam. Im Geiste sah ich schon einen Künstler wie Hans Brüggemann vor mir, und ich stellte mir vor, wie sein Kunstwerk eine Kirche schmücken werde. Da kam er. Ich übergab ihm sein Relief und eröffnete ihm die Perspektive zu einem Studium bei einem berühmten Künstler. Wie es den armen Ruhlengräber wohl überwältigen würde!

Als ich schwieg, entstand eine lange Pause, dann kam es stockend und schwerfällig: „Fruen meint es sehr gut mit mir, ja, — auch die anderen, fremden Leute in Kiel. Ich danke! Ja, wirklich, — es ist sehr dankenswert! — Aber ich kann mir ja denken, wie es gehen wird. — Nicht gut. — O, ich seh' und hör' ja alles.“ Er hielt seine große Hand vors Gesicht und malte sich das innerlich aus, dann fuhr er zögernd fort, gleichsam als ob er im Schlaf spräche und das alles, was er im Geiste sah, träumte: „Der berühmte Mann sagt, ich hätte Gabe, — aber keine Grundlage, — ich müsse erst mal alles vergessen — und ganz von vorn anfangen. — Ich soll gerade so machen, wie er das will und wie er das sagt. — Ich soll nach seinem Kopf arbeiten, — das kann ich wohl, wenn ich Ihnen ein Stück Land umgrabe, — aber —“ und er zeigte auf das Relief, „— doch nicht bei einer Sache, wo mein ganzes Herz dabei ist, da denk' ich doch Tag und Nacht drüber nach, und nun sollt' ich ihm das nachdenken, wie er mir das vorsagt! So ein fremder Mensch, der doch ganz anders denkt als ich, der nicht einmal meine Sprache spricht! — Da würde ich mich

viel bedanken müssen bei den guten Leuten in Kiel, und wenn es mir nicht gefiele, dürfte ich nicht klagen, sie würden sagen, ich sei undankbar und bockig. Und ich könnte mich nicht einmal satt essen auf meine Weise. Ich sollte wohl gar Treppen steigen, was ich doch nicht gewohnt bin. — Ob ein großer Mann aus mir würde? Wer weiß denn das? Da, in Berlin, würden sich die feinen Herren lustig machen über den dänischen Bauernknecht, das könnte ich aber nicht vertragen, und wie weiß ich, ob ich dann meine Hände nicht ganz anders brauchen würde? — Nein, ein glücklicher Mensch werde ich da nicht, und wenn's nicht geht, dann schicken sie mich zurück, und hier verspotten sie mich und sagen, ich hätte mir was eingebildet. Und dann wär' mir die Freude an meiner Arbeit verdorben! Nein, nein, Fruen! Sie haben es ja herzlich gut gemeint, aber ich taue nicht für die Welt da draußen, für die Öffentlichkeit. Die Welt ist kalt und böse! Lassen Sie mich auf meine Weise weiter machen. Sie sagen doch selbst, ich hab' mich vom Löffelschnitzen herausgearbeitet. — Jetzt sagen die Leute: „Nun seh einer den Feß Bind an, er ist nur ein Kuhlengräber, aber wie kann er doch fein schnitzen!“ Nein! — Sehen Sie sich doch mal die alten Truhen an, die sie hier auf den alten Höfen haben, ganze biblische Geschichten haben die alten Bauern darauf geschnitzt. Sind die denn in Berlin oder Kopenhagen gewesen? Sie haben doch gar nicht daran gedacht! — Die Hauptsache für mich ist doch wohl, daß ich glücklich bin. So wie ich bin, bin ich glücklich.“

Er hatte einen ganz roten Kopf, und ich hatte das Gefühl, der fühlt sich im Fieber, hat gewiß in seinem ganzen Leben noch nie soviel hintereinander gesprochen.

Wir waren alle drei eine ganze Weile still, es hatte auch

uns sehr aufgeregt, dann aber reichte mein Mann Feß die Hand und sagte: „Ich glaube auch, wir lassen es beim alten!“

Die Anlage mit der gewünschten wellenförmigen Fläche war ganz zu unsrer Zufriedenheit beendet. Mein Mann war nun fleißig mit dem Anpflanzen beschäftigt, als einmal gegen Abend unser Kirchenältester aus dem nächsten Dorf, Truls Beher, zu uns kam. Truls war ein großer, stattlicher Mann, der durch sein biederer Wesen einen sehr sympathischen Eindruck machte.

„Nun?“ sagte mein Mann, „wollten Sie mich sprechen? Dann können wir hineingehen.“

„Nein, nein, was ich zu sagen hab', kann Fruen gern hören.“

Er setzte sich zu uns auf die Bank, und als ich ihn ansah, schien mir, daß eine ganz besondere, freudige Feierlichkeit auf seinem Gesicht lag. Er sagte: „Sie wissen wohl, Herr Pastor, daß ein naher Verwandter von mir in Hamburg wohnt?“

„Gewiß,“ sagte mein Mann, „heißt er nicht Østergaard?“

Truls nickte und fuhr fort: „Er hatte ja in seiner Jugend keine Lust zur Landwirtschaft. Er ging nach Hamburg und wurde Kaufmann. Er und seine Frau sind nun alt, Kinder haben sie nicht, und wissen Sie, was der mir heute schreibt? Denken Sie sich nur mal, er will unsrer Kirche eine Orgel schenken!“

Truls war aufgeregt und stand auf, mein Mann erhob sich ebenfalls.

„Was?! Das will er?“ rief mein Mann in freudiger Erregung.

„Ja,“ fuhr Truls fort, „unter der Bedingung, daß die Gemeinde bei dieser Gelegenheit die Kirche renoviert.“

„Na, darauf wird sie doch mit tausend Freuden eingehen!“

„Das meine ich auch!“ sagte Truls, und nachdem er noch eine Weile mit meinem Mann alle baulichen Veränderungen durchgesprochen hatte, ging er.

„Das ist aber eine Freude!“ sagte mein Mann, „und,“ fügte er leise lächelnd hinzu, „bei der Gelegenheit kommt auch auf ganz natürliche Weise das F und die V von der Empore weg, es war für die Gemeinde doch noch immer eine Erinnerung an den dänischen König Friedrich V.! — An dieser Erneuerung,“ sagte mein Mann sinnend, „könnte eigentlich unser Jesh Lind teilnehmen. Ich will doch mal mit den Gemeindevertretern sprechen, daß sie die Mittel dazu bewilligen. Jesh könnte uns für die erneuerte Kirche ein schönes, großes Kruzifix schnitzen. Das wäre doch eine Aufgabe für ihn, in die er sein ganzes Herz legen könnte! Ich will ihn, nachdem ich mit den anderen gesprochen habe, doch mal kommen lassen.“

Als Jesh Lind kam, legte ihm mein Mann einen Holzschnitt vor: den Gekreuzigten von Michelangelo.

„Haben Sie Mut, Jesh, nach diesem Vorbild ein Kruzifix für unsere Kirche zu schnitzen?“

Jesh faltete die Hände, sah das Bild lange an, dann sagte er feierlich: „Herr Pastor, Gott wird meine Hand führen! Ich wage es in seinem Namen!“

Als die Orgel eingeweiht wurde, hing über dem Ausgang zum Chor der schön geschnitzte Christus von Jesh Lind.

Eine Jepsen.

Eine schmerzende Unruhe und Sehnsucht trieb mich manchmal hinaus aus dem friedlich umhegten Garten. Meine Seele tastete und suchte, mein Blick ruhte mit stummer Frage auf den weit zerstreuten Strohdächern. Wie lebten die Menschen?

Die Ereignisse, die ich sah, waren Hochzeiten, Kindtaufen und Todesfälle. Zu den betreffenden Festlichkeiten luden sie uns ein, aber ich wollte mehr von ihnen wissen, ich wollte wissen, ob sie mit sich selbst zu kämpfen hatten, ob sie Verständnis für die Unruhe hatten, für das schwere, niederdrückende Gefühl, an dem ich soviel litt, weil ich mich hier in der Fremde fühlte.

„Wir wollen ihnen mit unseren Gaben helfen,“ hatte mein Mann gesagt, aber wie war ihnen beizukommen? Für meinen Mann war es leichter, er übte Seelsorge an ihnen, obgleich ich meinte, auch für ihn müsse es schwer sein durch die fremde Sprache.

Hatte ich denn überhaupt etwas in mir, womit ich einem anderen dienen konnte? Bei Schusters hatte ich gesehen, daß sie das neugeborene Kind aufrecht trugen, so daß der zu schwere Kopf hin und her wackelte. Ich hatte sie gewarnt, war denn nicht schon der Peter verwachsen? Aber ich war mit meinen mancherlei Ratschlägen kalt abgewiesen worden. Sie hätte Kinder genug erzogen, sie brauche meinen Rat nicht, hatte die Frau gesagt. Dann hatte ich bei Krankenbetten ändernd einwirken wollen. Ich hatte zu diesem Zwecke das englische Buch der Florence Nightingale sorgfältig durchgelesen. Als ich meine Weisheit auskramte, waren die Frauen beleidigt. Als ich meine Niederlage

meinem Mann klagte, sagte er: „Was nützt dein Reden? Du hast keine Geduld! Du willst so vielerlei und fährst unvorsichtig drauf los. Leb' ihnen das vor, worüber du sie belehren willst! Erziehe Kinder! Du gerade sagst ja, nicht durch Worte, sondern durch die Darstellung, durch die That, durch das Beispiel erzieht man.“

„Na!“ sagte ich erregt, „ich soll erst Kinder groß ziehen, ehe ich ihnen meine Meinung darüber sagen darf? Darüber geht ja ein Menschenleben hin. Soviel Zeit hat man doch nicht!“

„Du bist hier nicht mehr in London, wo Zeit Geld ist. Du weißt doch, was Pestalozzi sagt: ‚Seid innerlich aktiv, äußerlich passiv‘. Wenn du doch nur lernen wolltest, äußerlich passiv zu sein! Die Leute sind ja bis jetzt ohne dich fertig geworden, glaub' doch nicht, daß du ihnen nötig bist! Warte es ab, laß sie zu dir kommen, dräng' dich ihnen nicht auf. Verne ihre Art erst kennen, sie sind ja gut, wenn die Politik sie nicht blind macht.“

Also stille sein und warten!

Ich grübelte lange, und ich dachte: wenn ich nur die Sprache besser beherrschte, würde es auch anders sein, ich konnte nichts ausgleichen und abrunden. Was ich sagte, war eckig und kantig, dadurch blieb ich ihnen die Fremde, Unwissende.

Einmal kam ich aus der Mühle, die im nächsten Dorfe lag. Mein Weg führte mich an einem hoch gelegenen, einsamen Häuschen vorüber. Es stand da so verlassen und kahl. Ein in die Luft ragender Ziehbrunnen hatte durch seine Höhe gar kein Verhältniß zu dem niederen Häuschen. An der Südseite lag ein kleines, nüchternes Gärtchen, auf dessen Erdwall ein paar verkrüppelte Holunderbüsche in beständigem

Kampf mit dem Nordwest waren, sie sahen aus wie auf der Flucht. Krumm und geduckt, die nach Westen gerichteten Zweige kahl, so standen sie, ein Zeichen beständigen Kampfes.

Ich trat ein und befand mich in einer äußerst sauberen Küche. Aus der Stube trat eine ältliche Frau. Ihr Gesicht wurde von der weißen Haube mit den buntseidenen Bändern umrahmt. Ihr sympathisches Gesicht trug noch deutlich die Spuren einstiger Schönheit. Ich sagte, wer ich sei, und sie lud mich freundlich ein, näher zu treten. Hier, wie überall sonst auch, peinliche Sauberkeit und Akratesse. Die Dielen weiß geschauert und mit Sand bestreut.

Ob sie ganz allein hier wohne, so fern von allem Verkehr? Sie zeigte auf den Fahrweg und meinte, es sei nicht einsam, die Bauern, die nach Riepen führen, müßten alle hier vorüber; sie wohne übrigens auch nicht allein hier, neben der Küche sei eine Kammer, da wohne Maren Spandet, ich werde ihr wohl auch einen Besuch machen. Maren sei ihre Stütze und ihre Gesellschafterin, aber sie sei nicht von ihr abhängig, o nein, das sei eine fleißige Frau, und sie würde auch sonst unterstützt. Als ich merkte, daß ich manchmal nach dem Ausdruck suchte, sagte sie, ich könne ihretwegen gern Deutsch sprechen, verstehen könne sie es, nur sprechen könne sie es nicht mehr, sie sei ganz aus der Übung gekommen.

Ich war außer mir vor Entzücken!

Deutsch konnte ich sprechen, und ich benahm mich durchaus nicht passiv.

Ich wollte wissen, wo sie Deutsch gelernt hatte. Sie erzählte, in ihrer Jugend sei sie weit herumgekommen, ganz bis Apenrade, da habe sie bei einem deutschen Apotheker gedient, und damals hätte sie fließend sprechen können. Sie

zeigte mir ihr Schlafstübchen und ihren Torfraum, dabei kamen wir an die Thür von Maren Spandet. Eine Jepsen klopfte, und wir traten in einen kleinen Raum, der so klein war, daß wir die Thür offen ließen, um die Küche mit dazu zu nehmen. Der Raum hatte etwas Unfreundliches, er lag nach Norden, der Fußboden war mit gelben Steinen gepflastert, an der Wand stand ein Bett, eine Kommode und in der Ecke ein kleiner Kanonenofen. Vor dem Fenster saß eine große, magere Frau, deren Gesicht ganz mit Sommersprossen bedeckt war. Sie stand einen Augenblick auf und reichte mir die Hand. Ich bat sie, sich nicht stören zu lassen, denn sie saß vor einem Klöppelkissen. Madame Jepsen stellte mir den Küchenstuhl hin und ließ mich mit Maren allein. Sie klöppelte, und ich sah ihr interessiert zu. Das breite, flache Kissen war mit dickem, hartem Leder bezogen, die vielen Klöppel waren mit bunten Perlen verziert. Als ich eine Bemerkung darüber machte, sagte Maren, das seien zum größten Teil Geschenke, Andenken von Jugendfreundinnen. Als sie jung gewesen sei, habe man einander einen Klöppel geschenkt.

Hart schlugen die Klöppel auf das Leder, als sie sie scheinbar ganz willkürlich durcheinander warf. Und doch! Hinter dem Kissen schwebte ein Streifen fertiger Spitze, da sah ich, wie planmäßig und bewußt die Klöppel geworfen wurden, und welch ein zartes und schönes Muster da hinten hing. Ich hatte so meine Gedanken dabei. Beim Aufschauen bemerkte ich an der weiß gekalkten Wand einen eigenthümlichen Schmuck, ein eingerahmtes Toilettekissen aus lila Sammet, darauf war mit großen und kleinen weißen Perlen eine Weintraube mit einem Blatt gestickt. Wie kam die Frau zu dem sonderbaren Wandschmuck? Ich fragte sie.

Sie ließ die fleißigen Hände ruhen und folgte meinem Blick, Dann fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen und sagte bewegt: „Der Herr hat mir alle die Meinen genommen. Ich habe nur noch einen Sohn. Er war zu schwach, um bei den Bauern zu dienen, da gab ich ihn zu einem Schneider in die Lehre. Er war ein braver Junge und hat was Tüchtiges gelernt, aber na, — bei den Preußen dienen, — das wollte er nicht, da ist er eines Tages auf und davon, nach Amerika. Aber er ist mir ein guter Sohn, er läßt mich nicht darben, schickt mir immer soviel, wie ich brauche. Ja, und vor ein paar Jahren, denken Sie sich, da hat er mir diesen Staat geschickt und hat mir einen gar wunderbar schönen Brief dazu beschrieben, so schön, der Pastor könnt' ihn nicht schöner schreiben.“

Der Alten brach die Stimme, und ich mußte ihr Zeit lassen, dann fuhr sie fort: „Er schrieb, ich solle nun nicht das Klöppelkissen soviel brauchen, ich solle zu ihm nach Amerika kommen, da will er für ein schönes Ruhe-kissen sorgen, es soll so schön sein wie das da!“ und sie zeigte auf das lila Sammetkissen.

„Ich hab' mich ja so gefreut,“ schluchzte sie, „ich hab's mir in Kiepen einrahmen lassen, dann hab' ich's doch immer vor Augen, und es leidet nicht, und andere können auch ihre Freude daran haben.“

„Aber nach Amerika wollen Sie doch nicht noch?“

„Doch!“ sagte sie, „nur noch nicht gleich, man ist ja nicht so schnell parat. Aber sehen Sie, ich hab's ganz schlimm, ich hab' immer so eine Sehnsucht!“

Ich nickte. „Ja,“ sagte ich, „das kenne ich!“

Also hier, in diesem elenden Raum, war auch eine, die kämpfte mit Sehnsucht. Das häßliche, magere Gesicht war

durch das starke Gefühl, das in ihr arbeitete, verklärt und sympathisch.

Ich ging nun wieder zu Madame Jepsen, sie saß am Spinnrad, stand aber auf und setzte sich zu mir. Ich war ganz aufgeregt über meine Erlebnisse und bestürmte meine neue Bekannte, doch recht oft zu uns zu kommen, der Garten sei so schön, und ich wolle ihr gewiß einen guten Kaffee kochen. Madame Jepsen war sehr freundlich, aber sie gab mir keine Zusage. Ich meinte, das sei Bescheidenheit, aber bald erfuhr ich, daß es etwas anderes war. —

Ich war von meinen Erlebnissen so erfüllt, daß ich meinem Mann eine lange, lebhafte Schilderung von meinem Gang zur Mühle machte. —

Eines Tages kam mein Mann mit einer Einladung vom alten dänischen Küster. Wir sollten seinen Geburtstag feiern. Wie ich mich freute! Eine Geburtstagsfeier würde ich lieber mögen als sonstige Festlichkeiten, denn ich nahm an, es würde dabei nicht so formell hergehen.

Mit glücklicher Erregung zog ich mich an.

Wir kamen hin. Die Männer saßen in der einen, die Frauen in der anderen Stube. Ich brauchte heute nicht obenan zu sitzen, ich konnte mich hinsetzen, wohin ich wollte. Das war aber nett! Da saß schon Madame Jepsen in ihrem geblünten, schwarzen Damastkleide. Lebhaft gting ich auf sie zu und begrüßte sie, ich zog einen Stuhl heran und setzte mich zu ihr. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie gar nicht gekommen war.

Aber, was war denn das?

Steif und kalt saß sie da. Sie tat, als hätte sie mich nie im Leben gesehen.

Sie sah in einer so abweisenden Art gerade vor sich hin, daß ich fühlte, wie mir die Tränen hoch kamen. Freiheit, mir einen Platz zu wählen, hatte ich, aber was nützte mir das, wenn sich keine Beziehung anknüpfen wollte? Von meinem Mann war ich getrennt, nicht einmal einen warmen Blick von ihm konnte ich erhaschen. Es geschah mir recht! Warum wollte ich unter Menschen? Selbst wenn mein Mann mich allein lassen mußte, so hatte ich doch alle meine stummen Freunde, meine Bücher, die mich nicht täuschen und verleugnen würden.

Als ich mein Staunen über Madame Tepsen äußerte, sagte mein Mann: „Sie hat sich vor den anderen gefürchtet, die sollten nicht sehen, daß sie Beziehungen zur deutschen Pastorin hatte.“

Also das war es! Der sichtbare Horizont so weit, der geistige so eng!

Ein Ausblick.

„Und Sommer wird kommen, und Winter wird gehn!“ Aber war der Winter erst da, dann war er hier „kernfest auf die Dauer“. Kurze, stürmische Tage und lange, lange Abende brachte er.

Die Kinder wurden, da sie noch klein waren, früh zu Bett gebracht. Das Mädchen packte auch bald das Strickzeug zusammen, und dann waren wir allein.

Mein Mann rauchte die lange Pfeife, er hatte Bücher vor sich und studierte. Nur spärlich fiel ab und zu eine Bemerkung zwischen ihm und mir. Ich war mit einer Handarbeit beschäftigt, die mich gähnen machte. Ich dachte dabei über allerlei nach. Mir fiel ein, daß ich einmal ein Märchen

gelesen hatte: Rübezahls Frau zog täglich Rüben aus dem Garten, die verwandelte sie in Menschen, mit denen sie in der Einsamkeit verkehrte. Ihr Wille war allmächtig, sie konnte aus den Rüben hervorzaubern, wen sie wollte. Das wäre noch etwas! Ich wußte Menschen genug, die ich mir für die vielen langen Winterabende hergewünscht hätte.

Ich holte Papier, Feder und Tinte. — Mein Blick blieb nachdenklich an der Feder haften.

Wollen wir mal Menschen schaffen? fragte ich in Gedanken. Wenn es gelang! Wen wollte ich mal haben? Ich war weder an Zeit noch Ort, weder an Lebende noch an Tote gebunden. Sollte die muntere Rosa Lagoni mal wieder einen Gang mit mir durch meine Heimat machen?

Da war sie mit ihrem lockenumrahmten Gesicht, ich hörte ihre Stimme, ihr munteres Lachen. Es steckte an, ganz leise lachte ich mit. Wir unterhielten uns beim Wandern wundervoll. „Redest du noch immer mit dir selber, und denkst dir eine Freundin aus, die dir antwortet?“ fragt sie. „Ja,“ sag' ich, „immer wenn ich allein bin und Sehnsucht habe.“

Beim gegenseitigen Plaudern vergingen die Abendstunden wie im Fluge. Nun war's Zeit zu Bett zu gehen, ich verabschiedete Rosa, schloß mein Heft und wollte die Tinte wegtragen. Mein Mann sah auf, da setzte ich mich wieder. Er sah nach der Uhr und sagte: „Schon elf!? Es ist ja Bettgezeit. Was hast du denn den ganzen Abend getan?“ mit einem flüchtigen Blick aufs Tintenfaß: „So, du hast geschrieben. An wen denn?“

Ich preßte das Heft gegen die Brust und sagte ausweichend, möglichst gleichgültig: „An niemanden.“

Ich stand auf und kramte Tinte und Felt auf den Nebentisch. Dann nahm ich das Licht, zündete es an und blieb stehen: „Wir wollten wohl zu Bett!“ sagte ich.

Mein Mann zeigte eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit im Fragen.

„Briefe hast du nicht geschrieben, was aber hast du denn geschrieben?“

„Ach, — nur so, — ein bißchen für mich, — zum Zeitvertreib.“

„Zum Zeitvertreib? Lies mir das doch mal vor!“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Ach laß doch! — Komm, — das Licht brennt schon so lange.“

Mein Mann stand auf und pustete es aus.

„So, jetzt lies! Ich werde doch wohl hören können, was du geschrieben hast!“

Bögernd gehorchte ich. Stoßend fange ich an, mein Mann sitzt mir gegenüber, sein Gesicht ist undurchdringlich. Bald vergesse ich ihn und mich. Ich lebe ganz in der Vergangenheit, mein Gesicht glüht, mein Körper zittert, ich lese ganz dramatisch, und endlich bin ich fertig. — Ich wage meinen Mann nicht anzusehen. Wir schweigen eine Weile, da sehe ich, wie er den Arm ausstreckt, ich lege unwillkürlich die Hand aufs Felt. Das ist meine Rosa! Die hab' ich mir aus meiner Kindheit hervorgesucht, die gehört mir!

Da sagt mein Mann, — er hat noch immer die Hand nach mir ausgestreckt: „Das mußt du tun!“

Ich springe auf. Habe ich recht gehört?

„Ja, das mußt du tun!“

Ich hänge schluchzend an seinem Halse.

So glücklich hat er mich noch nie gemacht. — Ich weine und jubele, ich küsse und streichle ihn. Er zieht mich aufs

Sofa, sieht mich an und sagt mit leisem Staunen: „Aber, — was ist denn mit dir? Was hast du denn, daß dich das so aufregt?“

„O, ich bin ja so glücklich!“ sage ich und lege meinen Kopf an seine Schulter.

„Nur weil ich sage: Das mußt du tun?“

„Ja,“ sagte ich leise, „ich war ja so bange, du könntest es mir verleiden.“

„Ist es möglich!“ — sagt er nach einer Pause, und ein trauriges Verwundern liegt im Ton seiner Stimme, „daß du aus meiner Abwehr nicht meine Liebe herausgeföhlt hast? Ich fand, Spinnrad, Butterfaß, ja sogar die Musik, waren Irrwege, da liegt nicht deine Begabung. Warum wolltest du die Bauersfrau in ihrem äußeren Tun kopieren? Du legtest Zeit und Kraft in Dinge, die dich nicht weiter brachten. Gewiß kannst du von einer nordschleswigschen Bauersfrau allerlei lernen, aber das betrifft mehr ihre Charaktereigenschaften.“

„Ach,“ seufzte ich, „du ließeßt mich wohl merken, daß dir alles nicht gefiel, was ich anfang, aber du ließeßt mich immer im Dunkeln tappen. Warum halfst du mir nicht auf den rechten Weg?“

„Ich hätte ihn dir nicht zeigen können, den mußtest du selbst finden! Was denkst du denn? Ich bin doch selbst nur ein Suchender, kein Fertiger.“

„Du machst dir keine Vorstellung davon, wie sehr mich die Einsamkeit der langen Winterabende niederbrückt, und wie es in mir aussieht. Es ist eine Qual und Unruhe in mir, wenn die langen Abende kommen. Ach, daß man so ganz ohne Menschen auskommen soll! Der Mensch entwickelt sich doch am Menschen. Du kannst dir von meinen Ge-

fühlen keine Vorstellung machen, du hast täglich den Verkehr in und mit der Gemeinde. Zwischen dir und den Leuten besteht ein Verhältnis. Alle Erfahrungen, die du durch die Seelsorge am einzelnen machst, die verallgemeinerst du, du benutzest sie für die sonntägliche Predigt als Erziehungsmittel für die Gemeinde. Was für Arbeit und was für Ziele hast du bei deinem Streben! Woran man arbeitet, das gewinnt man lieb, und jede Arbeit, in die man seine Seele legt, die entwickelt und trägt empor. Nun, siehst du, ich möchte auch in irgend etwas mein Interesse, meine Seele legen. Daß du mir das nahmst, wofür ich mich ins Geschirr legte, das lähmte mich, noch mehr, es machte mich bitter. Und ich kam in ein solches Labyrinth von anklagenden und entschuldigenden Gedanken, daß ich mich gar nicht wieder herausfinden konnte. Mir schien, wir verloren einander. Ich hatte gar keine Freude mehr zum Leben. Aber nun! Wenn du mir das Schreiben läßt, wenn du sogar Teilnahme dafür hast, dann, — du sollst mal sehen, — werde ich ein ganz anderer Mensch. Ich will nur am Abend schreiben, wenn die Kinder zu Bett sind. Und ich darf es dir vorlesen? Und du willst mir helfen?”

„Das kann ich wohl nicht, solche Arbeit kann wohl nur einer tun. Aber daran freuen will ich mich!“

„Du kannst mir doch helfen durch dein Urteil, du kannst mir allerlei technische Ratschläge geben, damit ich womöglich so weit komme, daß eine Zeitung solche kleine Sache annimmt.“

„Ach, denk doch daran nicht! Schreib für mich, später nehmen die Kinder daran teil, das ist das einfachste, natürlichste und dankbarste Publikum. Denk mal, nun bist du gerade innerlich zur Ruhe gekommen. Wenn nun aber ein

Redakteur kommt, und sagt: Das taugt nichts, niemand will solches Zeug lesen, dann ist dir ja auch das Beste genommen, woran du dein Herz hängen wolltest."

„Wenn nun aber der Redakteur sagt: Sie haben noch sehr viel zu lernen, aber ein kleines Pfund ist da, wuchern Sie damit! Könnte denn nicht dieser Fall auch eintreten?"

„Deine Seele macht Fahrten auf der Lustschaukel! Eben noch warst du ganz unten, und wupps! nimmst du den Flug in die Wolken! Darüber sprechen wir noch. Nun ist's aber wirklich Zeit zu Bett zu gehen. Komm, zünd' das Licht wieder an!"

„O, ich bin so froh! Du hast mich heute abend so glücklich gemacht!"

„Du mich auch!" Er streicht sanft über mein Haar und gibt mir einen Kuß.

Ich freue mich am nächsten Tag auf den Abend. Bei meiner Arbeit überlege ich, ob ich wohl wagen kann, die kleine Sache an den Redakteur der Kieler Zeitung zu schicken. Er kennt mich von Forstede her. Darf ich es wagen? So frage ich mich wieder und wieder. Am Abend lesen wir die Skizze noch einmal zusammen durch, dann adressiere ich herzklopfend:

„Herrn Alexander Niepa.

Chef-Redakteur der Kieler Zeitung.

Kiel."

In dem beifolgenden Brief bitte ich um ein Urteil.

Von nun an sehe ich mit Spannung dem Kommen des Postboten entgegen.

Dann: ein Brief aus Kiel! Ein einfacher Brief, kein

Manuskript! Den Brief wollen wir zusammen lesen. Eilig komme ich in der Studierstube an.

„Ein Brief aus Kiel!“ rufe ich aufgeregt.

„Nur ein Brief?“

„Ja, ohne Manuskript!“ Und wir lesen: „Ihre Skizze bringe ich in den nächsten Tagen. Wollen Sie uns nicht gelegentlich Skizzen aus dem nordschleswigischen Bauernleben vorführen? Ich würde sie gern nehmen.“

Und dann brachte mir der Postbote mein erstes Honorar: Dreißig Mark!

Ich sah nicht mehr sehnsüchtig nach Menschen aus, ich schuf mir selbst, wen ich haben wollte. Die Einsamkeit segnete ich. Mir war so leicht und froh zumute, als wären mir Schwingen gewachsen.

Nörbys Tod und Begräbnis.

Den einen Winter wollen wir die Jünglinge einmal in der Woche bei uns versammeln. Wir wollen mit ihnen singen, dann wird sich mein Mann mit ihnen beschäftigen, sie werden mit uns Tee trinken, wir wollen ihnen auch im Deutschen nachhelfen, damit sie deutschen Verordnungen gegenüber selbständig werden. Obgleich mein Mann den Beschluß bekannt gemacht hat, meint er doch, ich möge lieber noch einmal in die verschiedenen Höfe gehen und erinnern, daß wir die jungen Leute heute abend erwarten. Ich komme zuletzt zu sehr netten, freundlichen Leuten, und frage, ob Niels heute abend kommen kann. Die Frau sitzt am Spinnrad, der Bauer hat seinen Platz am Fenster, er strickt an einem langen, blauen Strumpf. Sie haben nichts gegen unsere Einladung: warum nicht, die jungen Leute haben

aus der Konfirmandenstunde wohl schon viel wieder vergessen, und etwas Deutsch lernen? ja, sie haben auch dagegen nichts einzuwenden.

Der Bauer sagt: „Er kann bald kommen. Das Häcksel schneiden will ich heute für ihn tun.“

Die jungen Leute kommen. Viele sind's nicht. Vier, — die sind da, aber zu meinem Staunen fehlt gerade Niels. — Der Vater hatte doch so bestimmt zugesagt.

Am nächsten Vormittag sitze ich mit einer Flickei in der Stube. Es klopft, und der Schuster tritt ein. Heute ist er Leichenbitter. In monotonem Ton leiert er her: „Karen Nörby, Witve von Jens Nörby, läßt grüßen und sagen, daß ihr Mann: Jens Nörby, gestern mit Tode abgegangen ist. Sie möchten ihr die Ehre erweisen und Donnerstag zehn Uhr zum Begräbniß und später zum Essen kommen.“

„Nörby!“ sage ich, „welcher Nörby denn? Gestern abend war ich doch bei einem.“

„Der ist's.“

Ich sprang erschrocken auf und rief: „Nicht möglich!“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Er wollte für Niels Häcksel schneiden,“ ich nickte lebhaft, „da hat er auf dem Boden einen Fehltritt getan, ist durch die Luke gefallen und hat den Hals gebrochen.“

„Darum kam Niels nicht!“

„Eben darum nicht.“

* * *

Als mein Mann nach Hause kam, gingen wir zusammen ins Trauerhaus. Wir trafen in der geräumigen Küche die

Nachbarfrauen, Stine Rössch hatte hier schon ihr Regiment angetreten. In der Wohnstube waren wieder Frauen, sie hatten einen knitternden, weißen, steifen Stoff mit breiten, ausgeschlagenen Ranten zwischen sich, sie maßen mit dem Metermaß, schwagten, tranken Kaffee, und eine nähte Maschine. Wir fragten nach der Witwe, da kam sie schon. Sie war gefaßt und ergeben. Sie wischte sich mit der Schürze die Augen und sagte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Sein Wille geschehe.“

Wir drückten ihr teilnahmvoll die Hand.

„Kommen Sie mit,“ sagte sie und führte uns an das Strohlager des Toten, das in einer Kammer auf der Diele hergerichtet war.

„Gott hat ihn vor einem langen und schweren Todeskampf bewahrt. Freilich beten wir ja jeden Sonntag: bewahr' uns vor einem plötzlichen, unbußfertigen Tod, aber mein Mann war ein gottesfürchtiger Mann, ich kann wohl hoffen, er war bereit.“

Auf einen Blick meines Mannes zog ich mich zurück und ging in die Küche.

Stine Rössch hatte hier die Oberleitung. Sie war eine alte dicke Frau mit einer Brille auf der breiten Nase. Als ich sie anredete, entwickelte sie ihr Programm. „Bis zum Begräbniß,“ sagte sie, „haben wir alle Hände voll zu tun, wir haben Lichte zu gießen, morgen wird Bier gebraut, übermorgen gebacken, und das Kochen soll auch vorbereitet werden. Man hat seine Gedanken zusammenzunehmen.“ Sie nahm aus einer hölzernen Dose eine Prise und fuhr in einförmigem Ton fort: „Dies wird eine große Leiche, viele kommen von auswärts. Fünf bis sieben Schinken werde

ich kochen müssen. Fruen und der Herr Pastor kommen doch auch? Das ist recht! Ja, über fünfzig Jahre bin ich nun schon Köchin, hab' schon manchen Hochzeits- und Leichenschmaus gekocht."

Sie läßt mich stehen und verteilt mit großer Ruhe die Ämter.

"Komm," sagt sie zur lahmen Anna Greth, "du kannst ja nicht gut stehen, du kannst den Senf mahlen." Sie holt eine steinerne Schüssel, die einen runden Boden hat, schüttet Senfkörner hinein, holt eine schwere eiserne Kugel, die nun von Ann' Greth auf den Knien hin- und hergerollt wird.

"Nur immer sinnig! Ganz sinnig!" mahnt Stine, "Eile hast du nicht, aber das weißt du ja. Anrühren tu' ich ihn nachher selbst." —

Wir verabschieden uns und kommen erst zum Begräbnis wieder.

Im Saal ist die Leiche feierlich aufgebahrt. An beiden Seiten stehen Bänke für die nächsten Angehörigen, die tief verschleiert Platz genommen haben. Das übrige zahlreiche Gefolge sitzt und steht, wie sich's gerade macht.

Zu Häupten des Toten brennen zwei dicke Altarkerzen, die Witwe stiftet sie der Kirche. Sie hat vom Dorfmalers zwei Blechschilder malen lassen, die sind mit einer langen Florschleife an den Lichtern befestigt. Auf dem einen steht der Name des Toten, auf dem andern Geburts- und Sterbetag.

Pastor und Küster treten an den Sarg, letzterer stimmt ein Sterbelied an, in das die Anwesenden einfallen, dann hält der Pastor eine kurze Rede. Es wird wieder gesungen, und während des Singens nehmen alle Angehörigen Ab-

schieb von dem Toten, sie streicheln ihm Gesicht und Hände. Viele Buchsbaum- und Perlenkränze schmücken den Sarg, der jetzt geschlossen und auf den schlichten Kastenwagen getragen wird. Die Witwe setzt sich zum Fuhrmann, und die vielen Wagen folgen.

In der Kirche hält der Pastor die eigentliche Leichenrede, am Grabe wird die Leiche eingesegnet und die üblichen drei Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen.

Das Gefolge kehrt zurück ins Trauerhaus.

In dem Saal, wo soeben die Leiche gestanden hat, ist unterdessen die große, hufeisenförmige Tafel gedeckt. Es dauert eine Weile, bis man zu Tisch geht. Die Männer sitzen unterdessen rauchend in der Wohnstube, jeder hat eine Tasse Kaffeepunsch vor sich. Die Frauen mögen sehen, wo sie bleiben, sie drücken sich in der Küche und in der Schlafstube herum, sie bekommen eine Tasse Theepunsch.

Wenn alles parat ist, kommen die „Schaffer“. Es sind die Bauern aus der Nachbarschaft, die die Bedienung übernommen haben. Sie haben große Servietten, zum Dreieck gefaltet, vor den Leib gebunden, so daß der Zipfel der Serviette gerade in der Mitte sitzt. Sie fordern jeden Gast einzeln auf, Platz zu nehmen. Männer und Frauen streng geschieden. Der Pastor und seine Frau sitzen in der Mitte obenan, ihnen gegenüber hat der Küster seinen Platz. Bei den Männern geht das Segen verhältnismäßig schnell, anders bei den Frauen. Der Schaffer fordert auf, die Gebetene ziert sich: „Ach, ich komm' doch noch lange nicht an die Reihe!“

Der Schaffer hat große Geduld, er redet lange auf sie ein, endlich faßt er sie an und zerrt sie ein Stück vorwärts,

Schon unterwegs, macht sie noch immer Einwendungen, und der, der dem Spiel zusieht, atmet auf, wenn wieder eine sitzt.

Wenn endlich alle beisammen sind, heißt der Küster im Namen der Witwe die Gäste willkommen, und nun kommen die Schaffer mit den großen Suppenterrinen und den mächtigen Schinken. Die Papiermanschette am Knöchel ist mit einem schwarzen Florband umwunden. Sie und da stehen eingeschenkte Gläser mit dem selbstgebrauten Festbier und große Teller mit schönem eigengebackenen Weißbrot. — Der Küster spricht das Tischgebet. Jeder Gast hat zwei Teller vor sich, einen für die süße Graupensuppe, den andern für den Schinken. Man ißt das beides gleichzeitig. Reisbrei mit geschmolzener Butter, von dem vier aus derselben Schüssel essen, macht den Beschluß.

Zwischen jedem Gang zünden die Männer die Pfeifen an und rauchen. Das Wasser läuft in dicken Perlen von den Wänden. Eine schwere, unbeschreibliche Luft erfüllt den Raum. Der Geruch von Sarglack, Buchsbaum und dem verschiedenen Essen mischt sich mit dem dicken Tabaksqualm.

Als der Reisbrei verzehrt ist, stimmt der Küster an: „Nun danket alle Gott.“ Der Text ist ins Dänische übersetzt, alle Gäste singen mit; er sagt das Schlußgebet, dann hält er eine kleine Rede. Zuerst dankt er der Versammlung im Namen der Witwe für die rege Teilnahme, auch für die Hilfeleistung bei den Vorbereitungen zum Begräbniß.

Jetzt macht er eine Pause, und nun dankt er im Namen der Gäste für die gute Bewirtung, erwähnt noch einmal, was für ein braver Mann heute zur Ruhe gebracht worden ist, und dankt der Witwe für alle Treue, die sie dem Verstorbenen während der Ehe bewiesen hat. Schließlich bittet

er alle Anwesenden, sich zu Kaffee und Abendbrot vollständig wieder hier einzufinden.

Am nächsten Vormittag komme ich in die Studierstube. „Nun?“ sagt mein Mann, „geht es dir denn jetzt besser? Was machst du doch für Geschichten! Das war ja eine böse Nacht.“

„Hast du Zeit?“ sage ich, „ich möchte gern allerlei mit dir besprechen.“

„Ja, ich habe Zeit.“ Er setzt sich zu mir aufs Sofa.

„Ich möchte dich fragen,“ sage ich mit unsicherer Stimme, „ob ich diese Festlichkeiten durchaus mitmachen muß? Du machst es jedesmal mit mir durch, wie es mir danach geht. Es ist doch eine große Unwahrheit, daß ich mich bedanke für eine Sache, der ich mit Angst entgegentrete, und durch die ich hinterher so leiden muß. Ich bin durch die Trauer an sich seelisch sehr erregt, und dann das Trauermahl! Wenn ich nur einem Menschen damit nützte! Warum muß das sein! Ich sitze da obenan, nicht weil man mich liebt oder schätzt, nur weil es Sitte ist! Jemand von sonstwoher sitzt neben mir, ich quäle mich mit der Unterhaltung. Die Nächstbeteiligten bekomme ich nicht zu sehen. Heißt es denn nicht hier erst recht, meine Kraft an einen verkehrten Fleck legen? Sag' mir endlich, daß ich nicht mehr zu diesen Festen zu gehen brauche!“

Mein Mann schweigt eine Weile, dann sagt er: „Es ist mir doch nicht einerlei, wie du in der Gemeinde beurteilt wirst! Natürlich legen sie es dir als Hochmut und Stolz aus, oder sie meinen, was sie dir bieten, sei dir nicht gut genug.“

„Du weißt, daß ich jeden Tag Graupensuppe essen könnte, aber nur nicht unter diesen Umständen! Und zum

Decorationsstück eigne ich mich doch wirklich nicht! Ach, alle diese Feierlichkeiten! Darf ich sie nicht durchbrechen? Wie verknochert und unnatürlich kommt mir alles vor. Schon der Leichenbitter! Ich hätte gemeint, er müsse von dem plötzlichen Unglück erschüttert sein, aber er singt seinen Satz her. Man glaubt doch, daß alles Gefühl untergeht in der Feierlichkeit!“

„Ich kann dich ja nicht zwingen. Daß du krank wirst, sehe ich ja, also bleibe fort! Aber ich möchte doch manches in ein anderes Licht rücken.

Diese Sitten und Satzungen erben sie wie ihre Höfe, sie fühlen sich wohl in diesen anererbten Formen, sie sind ihr Recht. Dir kommt es vor, als verlören sie dadurch alles natürliche Gefühl, als wäre der eine wie der andere. So ist es doch nicht! Ich meine auch, du bist nun schon lange genug hier, um zu sehen, daß in dieser scheinbaren Einförmigkeit doch eine interessante Mannigfaltigkeit zu finden ist. Um das herauszufinden, muß man sich freilich mit ihnen allein beschäftigen. Du kannst doch nicht sagen, der oder jener repräsentiert den Geist der Gemeinde. Sie sind doch Individuen! Denk' an Christiane, an den Schuster, an Jenz Lind und wie sie nun alle heißen. Ich sagte dir neulich, du könntest Besseres von den Bauersfrauen lernen, als Spinnen und Buttern und dergleichen. Nachmachen in ihren äußeren Formen sollst du sie nicht, aber sieh mal, welche Selbstbeherrschung sie haben. Du wirst so leicht keine verzweifelte Bauersfrau finden!

Sie ergibt sich demüthig und fromm in ihr Schicksal. Welche Selbstzucht! Das Herz mag ihr noch so weh thun, sie geht sofort an ihre Arbeit, an das, was sie als ihre Pflicht ansieht. Das ist doch Geldentum, und da habe Anerkennung,

da kann jeder von ihr lernen! Denk', wenn dich so ein Unglück träfe, könntest du dich gleich so zusammenraffen und für all diese Leute sorgen? Sie hätte für ihren Schmerz wohl lieber Ruhe gehabt, aber kein müßiges Jammern haben wir von ihr gehört."

"Ach," sagte ich, "was mich bei diesem Fall am meisten quält, das habe ich dir noch gar nicht gesagt."

"Nun?"

"Ich kann gar nicht zur Ruhe kommen, ist mir doch, als hätte ich den Mann gemordet."

Als mein Mann schwieg, fuhr ich zögernd fort: "Ich sage mir immer, wär' ich nicht gekommen, — dann —?"

"Du meinst, dann wäre er nicht aus der Luke gefallen."

Ich nickte.

"Das glaubst du hoffentlich nicht! — Der, bei dem kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fällt, der sollte bei einem so tiefgreifenden Ereignis den blinden Zufall walten lassen?"

Unsere Kinder.

Etwas Schöneres als unseren großen Garten konnte man sich für die Erziehung der beiden Mädchen nicht denken. Von klein auf waren sie draußen. Selbst im Winter, wenn Wind und Wetter nicht gar zu schlimm waren, konnten sie sich hier, im Schutze der Bäume, tüchtig bewegen.

Ein Kindheitsparadies war ihnen mit diesem Garten besichert, wie es jedem Kinde zu wünschen wäre. Kein Fürstenkind konnte es besser haben. Der Garten war Spiel-, Unterrichts- und Arbeitsstätte. Sie hatten das große Glück, aus-

schließlich unter den Augen der Eltern aufzuwachsen, die Zeit und Ruhe für alles hatten. Wie frei konnten sie sich entwickeln, und wie vielseitig und reichhaltig war das Material, das die Natur als Hilfsmittel für die Erziehung bot. Wie vertraut verkehren sie mit Pflanzen und Tieren.

Charly war etwa drei Jahre alt, da kam sie in höchster Aufregung zu mir und rief: „Mutter, komm ganz schnell! Vorn am Hause sind alle Ameisen Engel geworden! Komm, sonst fliegen sie fort!“

Ein andres Mal stand sie mit Käthe oben auf der Anhöhe und sah sinnend hinunter auf die Gipfel der Bäume. „Sieh nur, Käthe,“ sagte sie, „was sich die Bäume da alles erzählen! Sieh mal, der Kleine will was von seinem Vater, aber der schüttelt den Kopf.“

Als sie heranwachsen, wurde auch der Unterricht meist im Garten gegeben, sie lernten vielfach an der Gartenarbeit, ohne daß sie ahnten, daß sie unterrichtet wurden.

Wenn sie miteinander spielten, zogen sie Blumen, Bäume und Tiere in ihr Spiel, sie personifizierten alles, und auf diese Weise entstanden die lieblichsten Augenblicksmärchen, an denen sie selbst die größte Freude hatten.

Wie interessant war jeder Gast, der ins Pastorat kam. Mit welcher Freude begrüßten sie „Tante Agnes“, die Erzieherin aus dem Nachbarpastorat, die ihnen so schöne Puppenkleider nähte.

Es kamen auch Gäste, die die Nacht blieben. Jeden Herbst kam der Klavierstimmer, der Herrnhuter aus Christiansfeld. Er erzählte ihnen, wenn er fertig mit Stimmen war, von seinen Wanderungen und von dem Leben in den anderen Pastoraten.

Eines Tages wurde mein Mann kurz vor Tisch zu einem Kranken gerufen. Wir mußten eilig anrichten, und da hatte Schusters Dagmar, die schon lange bei uns diente, ganz gegen Landeszitte, einen Handwerksburschen abgewiesen.

Als wir bei Tisch saßen, sah Charly versonnen auf ihren Teller, und als ich sie mahnte, doch anzufangen, sagte sie traurig: „Ich mag doch nicht! — Der Handwerksbursche! Dagmar hat ihn weggeschickt.“

„Na, dann geh und hol' ihn wieder,“ sagte ich.

Nach einer Weile kam sie weinend zurück. Ich erschraf — konnte er ihr etwas getan haben?

„Warum weinst du denn so? War er nicht nett zu dir?“

Sie schluchzte heftiger und sagte: „Er will nicht wieder zu uns kommen!“

„Wo triffst du ihn denn?“

„Er sitzt draußen im Straßengraben und zieht seine Strümpfe aus, und die sind ganz kaput. Du könntest ihm doch heile geben.“

„Na,“ tröstete ich, „wart' nur, es kommt wohl mal wieder einer!“

Wichtige Tage waren für die ganze Gemeinde, wenn die Kirchenvisitation abgehalten wurde, dann kam der Propst oder gar der Generalsuperintendent. Die Kinder standen in ihren Sonntagskleidern mit uns vor der Einfahrt, um den hohen Gast zu begrüßen. Der nächste Tag war, auch wenn es ein Wochentag war, ein großer Festtag. Meist war schönes Wetter, da die Visitation im Sommer stattfand. Die Glocken läuteten, und die kleine Kirche füllte sich mit der andächtigen Gemeinde.

! Mit welcher Ehrfurcht hörten die Kinder neben der Mutter, wie erst der Vater von der Kanzel, und dann der Generalsuperintendent vom Altar die Predigt hielt. Da sie viel mit Schusters Kindern verkehrten, konnten sie mit der Zeit Dänisch sprechen und verstehen.

Zu anderen Leuten kamen sie selten, aber einmal wurden sie von Lilla Jakobs Frau, Christiane Kalsoft, eingeladen. Die Leute waren von Jütland herüber gezogen, sie sprachen einen rauhen, fremdartigen Dialekt, und ich mußte mahnen, recht langsam zu sprechen, und selbst dann mußte ich mir Mühe geben, ihr Dänisch zu verstehen. Die Frau erweckte meine ganze Teilnahme, sie war ganz anders als die eingewessenen Bauersfrauen in der Gemeinde. Sie war ja auch freilich keine eingewessene Bauersfrau, viel eher hätte ich sie für einen Nachkommen der Zigeuner halten können. Sie liebte grelle Farben, und sie hatte starke Empfindungen, mit denen sie nicht zurückhielt. Ihre ärmliche Käte lag weit draußen, westlich vom Dorf, mitten in der braunen Heide. Haus, Vieh, Feld stand im Schuld- und Pfandprotokoll, sie arbeiteten hart, um die Zinsen aufzubringen. Ihr Mann wurde „Lilla Jakob“ genannt im Gegensatz zu dem Bauer Jakob. Die Frau litt stark an Heimweh, und dafür hatte ich Verständnis. In ihr vereinigten sich allerlei Gegensätze; trotz ihrer häufigen Niedergeschlagenheit hatte sie einen guten Mutterwitz, die humoristischen Fältchen in dem kleinen, spitzen, unschönen Gesicht nahmen sich sonderbar aus unter den verweinten Augen. Wenn sie mir erzählte, wie aufgeregt sie würde, wenn der Sturm die Wolken nach Norden jagte, dann bebte ihr kleiner, zarter Körper, und das Gesicht zuckte vor Schmerz.

Als sie mich mit den Kindern einlud, hatte sie mir ge-

heimnisvoll gesagt, ich solle nur an einem schönen Sommer- tag mal kommen, sie habe auch einen Spaß für die Kinder.

„Kinder müssen doch 'mal lachen, das ist ihr gutes Recht. Das Leben wird nachher ernst genug. Ich mach' deshalb unsern Kindern oft 'mal einen Spaß. Da wir ein bißchen hoch liegen, kann man bei uns auch so schön den Sonnen- untergang sehen. Wenn die in der Ferne ins Meer sinkt, dann halte ich immer mit der Arbeit ein bißchen auf, das seh' ich mir an.“

Also die sah sich Wolken und Sonne an!

Ich war selbst ganz erstaunt, was für einen Spaß unsere Kinder wohl bei Christiane erleben würden, und so gingen wir eines Nachmittags den weiten Weg durch die Heide. Unterwegs pflückten wir Heideblumen, und ich mußte den Kindern das Märchen von Andersen: „Vom großen und vom kleinen Klaus“ erzählen. Das machte ihnen viel Spaß, und sie fragten: „Hat Vile Jakob denn auch kein Pferd, und muß er sich's vom großen Jakob borgen?“

„So wird's wohl sein,“ sagte ich.

Hier war das einsam gelegene Häuschen. An der Haus- mauer saß ein kleines Kind. Eine Kartoffelhacke war gegen die Hausmauer gelehnt. Zu Häupten des Kindes war ein dicker Büschel Kartoffelkraut an die Hacke gebunden. Ich begriff, das gab dem Kinde den nötigen Schatten. In der Hand hielt die Kleine einen ausgedienten Holzschuh, um den ein blauer Fegen gewickelt war — eine billige Puppe!

Ein paar größere Kinder huschten bei unserem Kommen schnell in den Torfschuppen, von diesem sicheren Versteck aus guckten sie erstaunt und neugierig durch den Spalt der angelehnten Thür.

Dann kam lachend Christiane vom Torfflecken. Ihr kurzes Röckchen reichte ihr knapp bis über die Knie. An den schwarzen, nackten Füßen trug sie eisenbeschlagene, plumpe Holzschuhe. Gesicht, Arme, Hände, alles war ebenso schwarz wie die Füße. Um den Kopf hatte sie in maleurischer Weise ein grellrotes Tuch geschlungen.

„Nun, Sie treffen mich bei der Arbeit,“ sagte sie lachend, „aber ich gehe eben an die Pumpe und wasche mich. Komm doch, Petrea, sei nicht so dumm, und gib der Frau und den kleinen Mädchen die Hand, und dann ruft Vater, und sagt, wir hätten Besuch, und dann zeig’ ihnen euer Spielzeug!“

Meine beiden näherten sich schüchtern einem kleinen, plumpen Holzwägelchen.

„Ja, ja, nehmt den nur und fahrt die Puppe. Jakob hat den Wagen gemacht, er macht auch alle unsere Holzschuhe und beschlägt sie mit Eisenblech. Er ist ganz klug und geschickt. Nun kommt aber herein, ich hol’ euch ein Glas Milch, und wenn ihr getrunken habt, dann geht die Vorstellung los.“

Vorstellung? dachte ich, was hat sie bloß vor?

In der Stube mochten meine Kinder nicht gern sein, sie nahmen wieder ihre Sträüße und stellten sich mit den anderen Kindern draußen hin.

Christiane warf einen gleichgültigen Blick auf die Heideblumen und sagte: „Solche Blumen pflückt ihr? Im nächsten Jahr findet ihr auf unserm Grund und Boden keine mehr. Im Herbst zünden wir unser Stück Heide land an, und dann machen wir’s urbar und säen Buchweizen hinein. Das gibt noch Arbeit, zumal da wir kein Pferd haben und Jakob alles mit dem Spaten graben muß. Aber nun —! Paßt auf!“

Sie flüsterte Jakob ein paar Worte zu, der ging an eine kleine Seitentür und öffnete sie.

„Ho! Ho!“ riefen die kleinen Kalltofts und klatschten in ihre schmutzigen Hände.

„Das Schwein! Das Schwein!“

Sie kreischten und strampelten vor Vergnügen, die meinen aber drängten sich ängstlich an mich.

Ja, da war es! Hei, wie es ums Haus jagte. Es setzte wie besessen über den Düngerhaufen und plantschte durch die braune Pfütze! Kalltofts Kinder stellten sich an die Haus-
ecke, und wenn es sich zeigte, jagten sie es zurück. Karen
lachte über meine beiden, stellte sich übermütig hin und rief:
„Ha! ich bin gar nicht —“

Da hatte das Schwein sie in seinem sinnlosen Heßen um-
gerissen, sie streckte die Beine hoch, und Eltern und Kinder
kreischten und zappelten vor Vergnügen.

Die konnten sich auf billige Weise einen „Virtus Renz“
mit all seiner Aufregung schaffen. Ich meinte, das Schwein
sei nun wohl so erschöpft, daß es wieder zur Ruhe müsse.
Das war aber andrer Meinung! Es freute sich der Freiheit
und jagte wie besessen in die Heide und alle Kalltofts hinter-
her. Das Baby hatten meine Kinder im Blockwagen und
suchten es vor etwaigen Angriffen des Schweines zu
schützen.

Als das Tier endlich wieder unter sicherem Verschluss
war, da hatten meine beiden genug von dem Spaß und
wollten die Sonne doch lieber von unserm Garten aus zu
Bett bringen.

Ville Jakobs Pferd.

Es war Herbst, wir hatten Kornlieferung.

Auf dem Pastoratshof war reger Verkehr. Der ganze Hof stand voller Wagen, und in unsrer Wohnstube saßen die Bauern und rauchten, und ich schenkte ihnen ihr Nationalgetränk: Kaffeepunsch. Sie rechneten mit meinem Mann und besprachen nebenher untereinander Dorfneuigkeiten.

Der eine sieht zum Fenster hinaus und sagt zu meinem Mann: „Haben Sie Ville Jakob zum Helfen, Herr Pastor?“

„Ja wohl, er hat sich angeboten, möchte sich gern etwas verdienen. Leichte Arbeit ist's heute nicht, den ganzen Tag die gefüllten Kornsäcke von den Wagen zu heben.“

„Wer kauft denn Ihr Korn?“

„Gerste und Roggen kommt nach auswärts, den Hafer möchte Ville Jakob haben.“

Die Bauern nehmen die Pfeifen aus dem Mund und sehen meinen Mann erstaunt an.

„Ville Jakob will den Hafer kaufen? Was denkt denn der?“

„Das wißt Ihr wohl noch gar nicht! Ville Jakob hat sich doch in diesen Tagen ein Pferd gekauft,“ sagt Pferdehändler Trulsen.

Nach dieser Mitteilung wird eine Weile tüchtig gequalmt, dann sagt einer: „Ville Jakob mag sich in acht nehmen! Ihm ist, wie er die Stelle angetreten hat, zuerst ein Huhn gestorben. Das bedeutet nichts Gutes! Wie kann der Mann, der nichts hat, sich ein Pferd kaufen! Na, das gibt sicher ein Unglück! Das beste Vieh zieht das Huhn nach sich. Warum konnte denn der nicht weiter graben! Will pflügen wie ein Bauer! Na, wir werden sehen.“

Ein anderer sagt: „Als ob so einer mit 'nem Pferd umzugehen wüßte! Muß den Hafer dafür kaufen, so ein kleiner Mann!“

Pferdehändler Trulsen, der weit herumgekommen ist, ganz bis Hamburg kommt er mit seinem Vieh, der steckt sich ein Streichholz an und sagt in Pausen, während er die Pfeife wieder in Gang bringt: „Na, — so dumm — ist das — nicht! Wenn nicht Malheur dazu kommt, kann er sich damit heraufarbeiten. Ich bin für die Aufklärung! Das mit der Henne ist der reinste Aberglaube. In ganz Hamburg, soviel Menschen, wie da auch sind, da glaubt kein einziger solchen Kram.“

„Na Hamburg! — Das Sündennest! —“

„Bist du da gewesen?“

„Ich danke! Wenn's noch Kopenhagen wär'!“

„Ja, Kopenhagen!“ sagen die anderen ehrfurchtsvoll, „da möcht man wohl mal hin. Den König sehen, ja, das wäre was! Aber Hamburg? Wer's nicht nötig hat, geht da lieber nicht hin!“

* * *

Dann kam wieder einmal der Winter. Es schneite, und wie! Der Sturm fuhr mit grimmigem Heulen durch den Schornstein. Er rüttelte an den niedrigen Fenstern, er schüttelte wie in Wut das alte, strohgedeckte Pfarrhaus, so daß es in allen Fugen ächzte und stöhnte. Und draußen wuchs die Schneewand, sie verdunkelte die Fenster. Noch früher als sonst mußten wir die Lampe anzünden. Nirgends war man sicher vor dem durchdringenden Sturm. Besorgt

fragen wir uns: „Wenn uns nur nicht das Dach abgedeckt wird!“

Wie lang ist der Abend! Wir haben den Tisch an den Ofen geschoben, schauernd horchen wir hinaus. Wer heute draußen sein muß! Es ist fast zehn Uhr, wir rüsten uns, zu Bett zu gehen. Was war das?

Schritte! —! Schwer, langsam arbeitet sich etwas durch den hohen Schnee.

„Gott sei Dank, daß du bei mir bist,“ sage ich zitternd, „ich fürchtete sonst, man brächte dich.“ Wir öffnen bei dem Sturm nur widerwillig die Thür und horchen ängstlich hinaus. Da — zwei vernummte Gestalten!

„Du sollst doch hoffentlich bei dem Wetter nicht zu einem Kranken!“ sage ich seufzend. Die beiden treten mit schweren Holzschuhen in die Küche. Sie sind im Schnee gewesen bis an die Arme, ein Mann und eine Frau. Ich ziehe der Frau das Tuch vom Kopfe.

„Christiane!“ rufe ich erschrocken.

Auch der Mann hat ein Tuch um, das er jetzt abnimmt. Jakob! Sie stampfen den Schnee von den Füßen, wir lassen sie herein und setzen Stühle an den Ofen. Beide haben vom Weinen geschwollene Gesichter.

„Reden Sie! Was ist denn passiert?“

Ein Schluchzen ist die Antwort. Auf erneutes Fragen sagt Jakob stoßend: „Lise — ist — tot! Ich bin bei dem Wetter in Riepen gewesen, aber es war zu spät!“

„War das die Mittlere?“ frage ich voller Theilnahme.

Die beiden sehen mich durch Tränen verständnislos an, endlich schluchzt Christiane: „Lise — ist — unser — Pferd!“

Wir können uns nicht sofort in die Lage finden, aber endlich stellen sich Worte der Teilnahme ein.

Bis nach Mitternacht hatten wir zu tun, ehe die beiden ihre Schneewanderung wieder aufnahmen.

Am nächsten Abend schrieb ich eine Skizze und schickte sie an die Kieler Zeitung. Als das Freiemplar kam, steckte ich es in ein Kuvert, schrieb dazu einen Brief an Doktor Meher-Forstede und bat, das Lesen dieser Skizze mit Gold zu bezahlen, trotzdem sie's nicht wert sei.

Die Zeitung schickte dreißig Mark, und dieselbe Summe erhielt ich von Forstede, damit ging ich, als der Schnee geschmolzen war, zu Lille Jakob und schlug vor, diese kleine Summe als Fonds für eine Nachfolgerin von Lise anzusehen.

Der kleine Junge.

Der große Heinz *) kam nicht wieder. —

Statt seiner kam im nächsten Jahr als Weihnachtsgeschenk ein anderer Junge. Diesmal war's ein ganz kleiner, — und der blieb.

So klein wie er war, er rüttelte an den bestehenden Verhältnissen und warf sie um, nicht gleich, aber im Verlauf einiger Jahre.

Man hatte mir empfohlen, einen Arzt um Rat zu fragen. Ich wandte mich an den Arzt in Riepen. Der sagte: „Damit die Frau gerettet wird, will ich sie selbst nach Kopenhagen in eine Klinik bringen.“

*) Ein Hamburger Junge, der eine Zeitlang zur Erholung im Pastorat untergebracht war.

Das war sehr menschenfreundlich, aber mein Mann lehnte doch dankend ab.

„Wir wollen mit unsrer Not im Vaterlande bleiben.“

Von Kiel kam ein Arzt, und mit ihm und unserer Ältesten reiste ich Anfang November nach Kiel.

Kurz vor Weihnachten kam der kleine Junge.

Ein Pastor hat während der Festzeit besonders viel in seiner Gemeinde zu tun, und selbst wenn mein Mann hätte kommen können, so hielt ihn in diesem Falle der Beschluß des Arztes fern. So kam es, daß ich das Fest mit meinem ältesten und jüngsten Kinde fern vom Heim, doch dankbar und glücklich verleben durfte.

Charly wohnte zuerst auf Forstede, aber als Mehers ihren Winteraufenthalt in Hamburg nahmen, war Klaus Groth so freundlich, sie zu sich einzuladen.

Erst im März kehrten wir mit unserm Weihnachtspaket ins Pastorat zurück. Nun erst konnte mein Mann seinen Sohn taufen. Nach unserm väterlichen Freund, Doktor Meher, erhielt er den Namen: Adolf. Die Schwestern suchten für das Brüderchen einen Rosenamen, sie nannten ihn: Abdi. Mein Mann meinte, da ich ihm ein so willkommenes Weihnachtsgeschenk mitgebracht hätte, möchte er mir auch eine Freude machen, er möchte mir eine Uhr schenken. Damit aber war ich nicht zufrieden.

Was ich denn wollte? fragte mein Mann erstaunt.

Ich wünschte nicht weniger, als er möge sich weg bewerben. Ich erinnerte ihn an die letztvergangene, schwere Zeit, an den aufregenden Abschied vom Heim, an die angstdurchwachten Nächte vorher und nachher.

Er hielt mir die Jahre ungetrübten Glückes entgegen. Ich blieb aber bei meiner Bitte. Das, was unser Glück ausmachte, die Kinder, die würden wir ja mitnehmen. Aber der Junge mußte in einigen Jahren zur Schule, da wäre es doch gut, wenn wir in eine Stadt mit Gymnasium kämen.

Mein Mann gab seine Zustimmung, und von da an studierte ich eifrig alle Vakanzanzeigen, die Amtsblatt und Zeitungen brachten.

Nach siebzehnjährigem Aufenthalt in Nordschleswig hielt mein Mann der Gemeinde in Roagger die Abschiedspredigt. Die Kirche war gedrängt voll. Der Segen war gesprochen, aber niemand verließ seinen Platz. Erst nachdem wir durch die Bänke geschritten waren und jedem ein besonderes Abschiedswort gesagt hatten, zerstreuten sich die Leute. Aber viele kamen am nächsten Tage ins Pastorat, um uns noch einmal zu sehen, und um uns auszusprechen, wie ungern sie uns ziehen sähen. Da brachte die eine noch ein Huhn, die andere eine Flasche Rahm, die dritte ein Stieg Eier, alle aber kamen mit guten Worten und machten mir jetzt durch ihre Freundlichkeit das so sehr ersehnte Fortgehen schwer.

Durchs dunkle Thal.

Mit welcher Sehnsucht hatte ich gewünscht, daß mein Mann bei der Besetzung der Pastorenstelle in Rendsburg gewählt werden möchte, und wie heiß war mein Dank, als mein Wunsch tatsächlich erfüllt wurde.

Mit welchem Glücksgefühl durchschritt ich die Straßen

der Stadt, die von nun an meine Heimat war, aus der ich nie wieder weg wollte.

Als ich das alte Rathaus Thor durchschritt, war mir, als öffne sich hinter dem altertümlichen Bogen eine neue, schöne Welt. Mein Fuß war wie beschwingt, wenn ich durch die Straßen ging und überall freundlichen Blicken begegnete. Man brachte uns Liebe und Vertrauen entgegen, ohne daß wir noch Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, uns diese kostbaren Güter zu erwerben. Ich war tief bewegt. Wie weit plante ich voraus! Dies war erfüllte Sehnsucht. Könnte ich dies Leben festhalten, lange, lange!

Meine Mutter besuchte uns mit der Absicht, recht lange bei uns zu bleiben. Sie war mit uns so glücklich über den Wechsel. Schon nach acht Tagen wurde sie krank, und nach weiteren acht Tagen wurde sie heimgerufen.

Ihr Tod warf den ersten Schatten auf unser Glück.

„Wenn der Geist soll auferstehn,
Muß die Form in Stücke gehn.“

Groß und frei wuchs ihr Bild in meiner Seele.

* * *

Nur drei Jahre durften wir uns über unser neues Heim freuen, da traf uns ein Schlag, der plötzlich unser ganzes Leben dunkel und kalt machte.

Mein Mann hatte eine Beerdigung auf dem Lande, jenseits des Kaiser Wilhelm-Kanals.

Der sechste Januar war ein ungewöhnlich kalter Tag. Als der Wagen auf die Fähr kam, wurden die Pferde, wahr-

scheinlich durch die Glätte, scheu, sie durchbrachen die dünne Absperrkette und rissen den Wagen in die Tiefe.

Auf dem Schreibtisch lag der Text zur Zeichenpredigt, die mein Mann hatte halten wollen, er hielt sie jetzt uns, — mir und meinen Kindern und seiner Gemeinde. Der Text aber lautete: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn: denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.“

* Verlag von Julius Beltz in Langensalza *

Für den Deutschunterricht verlangen die ministeriellen Richtlinien die Benutzung von Einzelschriften. Sie werden in vorzüglicher Auswahl geboten in der Sammlung:

Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur

Einzelband brosch. 0,30 G.-Mark, gebd. 0,70 G.-Mark

Doppelband „ 0,60 „ „ 1,— „

liegen bisher etwa 100 Einzel- bezw. Doppelbände vor.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung. Die Sammlung kommt für

Schule und Haus

in gleicher Weise in Frage. Das Preussische Ministerium bezog auf einmal

25 000 Bände

die in den einzelnen Regierungsbezirken an die Schulen verteilt wurden

Einzelprospekte stehen jederzeit kostenlos
zur Verfügung

